

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Ein Hauch von Moder

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Ein Hauch von Moder

John Sinclair Taschenbuch Nr. 84

von Jason Dark

erschienen am 08.03.1988

Titelbild von Sanjulian

Bastei Verlag

Ein Hauch von Moder

Ein Hauch von Moder umwehte unseren neuen Kollegen. Ich hielt es zunächst für einen Witz, bis auch Glenda Perkins, meine Sekretärin, diesen Geruch ausströmte. Selbst Sir James Powell blieb nicht davon verschont.

Suko und ich forschten nach den Gründen und erlebten fassungslos, daß der Hauch von Moder auch uns umgab und uns zu Verfluchten der Totengruft machte...

{c} Vorgeschichte{/c}

Als man sie jagte und endlich gestellt hatte, baten sie darum, nicht getötet zu werden. Sie bestanden auf eine andere Art der Vernichtung. Sie wollten bei lebendigem Leib eingemauert werden. Man tat ihnen den Gefallen und ahnte nicht, welch einen Schrecken man damit konserviert hatte. Selten war die Macht der Baphometh-Templer so unterschätzt worden wie in diesem Fall.

Jahrhunderte später rächte sich der Vorgang auf grauenhafte Weise. Die Verdammten der Totengruft entkamen den finsternen Verliesen, und mit ihnen der Hauch von Moder...

Um Mitternacht hörte ich den Schrei!

So furchtbar und grauenhaft, wie ihn nur ein Mensch ausstoßen konnte, der sich in höchster Lebensgefahr befand.

Der Schrei riß mich aus dem Tiefschlaf. Er glich einer Alarmsirene, und ich reagierte wie ein gut gedrillter Soldat. Im Bett schoß ich förmlich hoch, blieb für einen Moment sitzen und hatte auch auf den Schalter der kleinen Lampe geschlagen.

Das Licht strahlte bis gegen die Decke, wo es einen Kreis zeichnete. Es erreichte auch die fast geschlossene Tür, die ich ebenfalls anpeilte, mich dann zur Seite drehte und aus dem Bett sprang.

Mir fiel dabei auf, daß sich etwas zuckend und in der Farbe wechselnd durch den Türspalt schob, wobei es sich dicht dahinter und noch im Schlafraum verlief.

Zuckend wie Feuer!

Feuer? Stand möglicherweise meine Wohnung in Flammen? Das konnte nicht sein, ich hätte das Fauchen der Flammen hören und den dicken Qualm riechen müssen.

Mit zwei Dingen war ich bewaffnet, als ich die Tür völlig aufriß. Einmal mit der Beretta, zum anderen mit dem Kreuz, das vor meiner

Brust hing. Ich tauchte ein in den Flur, drehte mich nach rechts, wo die Wohnzimmertür offenstand, und sah das Feuer. Es war die reinste Flammenhöhle. Ein zuckendes, gefährliches, lautloses Etwas, das den Raum bis in den letzten Winkel hin ausfüllte. Flammen, wohin ich schaute.

Tanzend, strahlend, sich wiegend. Rote, dunkle, auch hellgelb, manchmal bis weiß - und die Schreie!

Von einer Person ausgestoßen. Dabei so fürchterlich klingend, so grausam echt. Derjenige, der so schrecklich schrie, war jedoch nicht zu sehen.

Es gab ihn nicht für mich. Es sei denn, er hatte sich in der Flammenhöhle versteckt.

Sie war dicht und durchsichtig zugleich, so daß ich meine Möbel wie hinter einem Vorhang versteckt sah. Möbel, die im Raum standen und nicht verbrannten.

Ein Witz, eine Halluzination? Narrte mich ein Spuk?

Keines der drei Dinge traf zu. Es gab das Feuer, es war echt, nur handelte es sich bei ihm nicht um normale Flammen. Diese hier waren magisch aufgeladen. Feuer, ohne vernichtende Kraft, ohne Wärmeentwicklung. Feuer, das auf seine Art und Weise brannte, das zwar zerstören konnte, aber nur bestimmte Dinge.

Wer aber schrie?

Ich sah die Person nicht, noch nicht. Wenn ich das herausfinden wollte, mußte ich in die Flammen hinein, die überhaupt keine Hitze ausstrahlten. Ich würde bestimmt nicht schreien.

Es kostete mich trotzdem Überwindung in das Wohnzimmer zu gehen. Meine Nerven vibrierten, allmählich fanden sich auch wieder die Gedanken zu klaren Gebilden, und ich war froh, mein Kreuz bei mir zu tragen, vor dem die Flammen zurückwichen.

Es schuf mir einen Tunnel, einen schmalen Gang durch das magische Feuer und hinein in ein Zimmer, das sich verändert hatte

und dennoch gleichgeblieben war.

Kein Möbelstück war verkohlt, angebrannt und angesengt worden. Alles stand wie immer an seinem Platz, nur eben eingehüllt von einem lautlosen Flammenmeer.

Wer schrie? Wer schickte mir diese jetzt wimmernd und klagend klingenden Laute entgegen? Ich mußte es herauskriegen. Und ich wurde nicht enttäuscht. Als ich die Mitte des Raumes erreichte, war es soweit. Gleichzeitig bekam ich eine schreckliche Furcht. Etwas war anders geworden, denn von einem Schrank, wo ich eine ungemein wertvolle

»Waffe« aufbewahrte, war die Tür aufgerissen worden. Dort stand der Dunkle Gral, der Kelch des Feuers mit der roten Kugel der Seherin Tanith.

Er sah völlig anders aus. Zwar schimmerte er noch golden und die Kugel auch in ihrem dunklen Rot. Gleichzeitig aber war der Dunkle Gral auch das Zentrum des Feuers, in dem sich das Gesicht eines Mannes abzeichnete.

Ein Gesicht mit einem Knebelbart, dessen Mund weit geöffnet war und die Züge aus diesem Grunde so verzerrte.

Es war die Person, die so schrecklich schrie.

Das Gesicht besaß die Größe des Grals und natürlich der Kugel. Es bildete sogar eine Einheit, war mit ihm verschmolzen und zeigte an der Oberseite eine Rundung, wo es mit der Kugel verbunden war. Mich hatte ein Schlag in den Magen erwischt. Ein Unsichtbarer hatte dabei die Faust geführt.

Ich kannte das Gesicht.

Dieser Mann, dessen Züge sich dort abmalen, war seit Jahrhunderten tot, aber in mir wiedergeboren worden.

Er hieß Hector de Valois!

Ich stand da und tat nichts. Nur über meinen Rücken lief der kalte

Schauer. In meiner Kleidung kam ich mir nicht einmal lächerlich vor. Ich starrte nur auf den Gral und das Gesicht des Hector de Valois, der den Gral einmal besessen hatte und über seine Geheimnisse so gut Bescheid wußte. Ein Wissen, das mir noch fehlte. Er schrie. Ein Toter brüllte, ein Toter jammerte. Jemand, dessen Geist das Jenseits durchheilte und dabei versuchte, die höchsten Stufen zu erlangen, hatte sich mir gezeigt.

Weshalb schrie er so? Aus welchem Grund waren seine männlichen und etwas kantig wirkenden Gesichtszüge durch dieses Grauen so gezeichnet? Spürte er einen tiefen inneren Schmerz, den ich nicht mitbekam?

Eine andere Lösung gab es für mich nicht. Es konnte auch sein, daß er mich warnen wollte.

Ich mußte mir einen innerlichen Ruck geben, um weiter vorzuschreiten. Die Kette mit dem Kreuz hatte ich jetzt über den Kopf gestreift. Wieder wies mir mein Talisman den Weg durch die Flammenhölle. Obwohl ich umtanzt und umzüngelt wurde, konnte mir das Feuer nichts anhaben!

Nach wenigen Schritten schon hatte ich den Dunklen Gral erreicht. Noch wagte ich es nicht, ihn anzufassen. Als ich die Arme ausstreckte, zitterten die Hände. Der Gral kam mir so fremd vor, so unantastbar, als wäre er für mich nicht geschaffen worden.

Hector de Valois' Gesicht befand sich in einem vibrierenden Zustand. Der Mund zuckte, die Lippen schlossen sich plötzlich. Gleichzeitig verstummten die Schreie.

Das Feuer blieb.

Und dann sagte er etwas. Das Gesicht bewegte die Lippen. Ich hörte trotzdem keinen Laut, nur in meinem Schädel klang etwas wider. Gleichzeitig bekam ich den Eindruck, daß es mein Kreuz war, das mir diese Worte übermittelte.

>Die Verdammten der Totengruft... die Verdammten der Totengruft

werden kommen...<

Nur diese beiden Sätze wiederholte der Sprecher. Sie mußten für Hector de Valois äußerst wichtig sein.

Ich fragte nach, ich wollte mehr wissen, ich bekam keine Antwort. Noch einmal wiederholte er den Begriff, dann verschwand das Gesicht von einer Sekunde auf die andere.

Auch die Flammen fielen zusammen. Mein Wohnzimmer lag wieder vor mir, wie ich es kannte.

Kein Feuer, keine Schreie, nur mein eigenes heftiges Atmen war zu hören. Es dauerte seine Zeit, bis ich mich beruhigt hatte. Ich nahm den FJunklen Gral vorsichtig an mich, ging zurück und setzte mich in einen der Sessel, das wertvolle Erbe dabei auf dem Schoß haltend. Die rote Kugel paßte genau in die Öffnung. Ich blickte in sie hinein, sah dort nichts, nur das geheimnisvolle, etwas düstere Innere, das war alles. Die Verdammten der Totengruft!

So sehr ich über diesen Begriff nachdachte, ich hatte ihn heute zum erstenmal gehört. Was konnte dahinterstecken? Welches Geheimnis verbarg sich hinter diesem Begriff?

Was wußte Hector de Valois darüber, und weshalb hatte er mich in dieser Nacht auf eine so ungewöhnliche Art und Weise gewarnt? Etwas mußte auf mich zukommen, dessen war ich mir sicher. Der Dunkle Gral jedenfalls gab mir keine Antwort auf diese Frage. Es gab auch keine Reste innerhalb der Wohnung, die auf das Feuer hingedeutet hätten, zudem nicht die Spur eines Geruchs. Die Normalität war schon erschreckend.

Ich dachte über die Schreie nach. Sie waren schrill, erschreckend und sehr laut gewesen. So laut, daß ich sie nicht nur hätte allein hören müssen.

Mein Freund und Kollege Suko wohnte nebenan. Der Inspektor besaß ein empfindliches Gehör. Ich wollte wissen, ob er die Schreie ebenfalls vernommen hatte, stellte den Dunklen Gral wieder in den

schmalen Schrank und rief meinen Freund an.

Klar, daß ich ihn aus dem Bett holte. Seine Stimme klang keineswegs brummig.

»Kannst du mal kommen?«

Jetzt reagierte er leicht sauer. »Weshalb? Soll ich dir ein Schlaflied singen?«

»Nein, aber ich will dir etwas erzählen.«

»Nur keine Horror-Geschichten, die mag ich nämlich nicht.«

»Das bestimmt nicht.«

Suko kam im Jogging-Anzug. Im Schlafanzug machte er auch eine zu komische Figur. »Setz dich.«

»Dauert es länger?«

»Kann sein. Jedenfalls hast du vorhin nichts gehört -oder?«

»Was meinst du damit?«

»Ich denke da an Schreie. Schrill, entsetzlich, als befinde sich ein Mensch in Todesangst.«

Der Inspektor legte die Stirn in Falten, bevor er den Kopf schüttelte.

»Sorry, John, daran hätte ich mich erinnert. Ich habe tatsächlich nichts dergleichen vernommen.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

»Und weshalb fragst du?«

»Weil ich die Schreie gehört habe und es bei mir hier im Zimmer gebrannt hat.«

»Aha.« Suko nickte. »Gebrannt also?«

»Ja.«

Er stand auf und legte eine Hand auf meine Stirn. »Sag mal, hast du die Tassen dahinter noch heil?«

»Sogar heiler als heil. Wenn ich dir sage, daß es hier im Zimmer gebrannt hat, dann hat es gebrannt. Außerdem habe ich auch die Schreie gehört.«

Ich berichtete, was mir widerfahren war, und diesmal konnte Suko nichts mehr sagen. Er schwieg mich an. Nach einer Weile fragte er: »Und das entspricht den Tatsachen?«

Ich stand auf, ging zum Schrank und schenkte mir einen kleinen Whisky ein. »Ja, ich habe nichts ausgelassen und nichts hinzugedichtet.« Mit dem Glas in der Hand drehte ich mich um. »Die Verfluchten der Totengruft, Suko, hast du diesen Begriff schon einmal gehört?«

»Nein!«

Auch wenn mein Freund sehr schnell antwortete, mußte ich ihm glauben.

»Dann werden wir uns morgen näher mit dem Begriff beschäftigen. Das kann auch der neue Kollege machen.«

»Basil Hartford?«

»Sicher, wer sonst?«

»Ich habe nichts dagegen«, sagte Suko und stand auf. »Ich frage mich nur, wie Sir James dazu kommt, uns diesen Knaben zuzuteilen?«

Ich hob die Schultern. »Soviel ich weiß, ist er eine Art von Protektionskind.«

»Und was heißt das?«

»Seine Eltern sind hohe Tiere. Die Familie Hartford ist eben ein Begriff.«

»Wie lange soll er bleiben?«

»Keine Ahnung. Bestimmt nicht länger als vier Wochen.«

Suko stand schon an der Tür, als er sagte: »Ich frage mich, weshalb er ausgerechnet zu uns gekommen ist. Das Yard ist ein Riesenunternehmen. Da hätte er sich zahlreiche andere Stellen aussuchen können. Ausgerechnet zu uns setzt man ihn. Das ist ungewöhnlich, wirklich. Aber ich will nichts gesagt haben. Gute Nacht.«

»Okay, schlaf gut.«

Auch ich dachte über Sukos Worte nicht länger nach. Mich interessierten vielmehr die Verfluchten aus der Totengruft.

Wer konnte das nur sein, und in welcher Verbindung standen sie zu Hector de Valois?

»Sie sind sehr nett, Mr. Hartford«, sagte Glenda Perkins und bedankte sich mit einem Kopfnicken, als ihr der neue Kollege den Stuhl zurechtrückte.

»Ich bitte Sie, Glenda, sagen Sie nicht Mr. Hartford. Ich heiße Basil, ganz einfach.«

»Danke, Basil.« Glenda schaute den neuen Kollegen genauer an und fand, daß er attraktiv aussah.

Er wirkte sehr männlich. Sein Gesicht zeigte einen harten Schnitt, ohne daß es eckig oder kalt wirkte. Die Nase war gerade gewachsen, das dunkle Haar wies erste graue Strähnen auf, war gescheitelt und trotzdem in die Stirn gekämmt worden. Wie zwei Wellen zeichneten sich die Brauen über den Augen ab, und die schmalen Lippen über dem strammen Kinn sahen stets so aus, als wären sie zu einem Lächeln verzogen. Vielleicht hätte der Mann etwas mehr Sonnenbräune vertragen können, aber der letzte Sommer war keiner gewesen. Da war der Frühling direkt in den Herbst übergegangen, und der hatte bereits die ersten Orkane gebracht. Leider waren auch Todesopfer zu beklagen gewesen.

Basil Hartford hatte Glenda Perkins in ein kleines Restaurant eingeladen, in dem ein phantastischer Fisch serviert wurde. Es gab nur sechs Tische. Der Raum wirkte wie ein Zimmer aus der Jugendstil-Zeit. So waren auch die Möbel gehalten und die Stofftapeten an den Wänden. Ein junges Mädchen erschien und erkundigte sich nach dem Aperitif. Basil Hartford drehte den Kopf und schaute die Kleine an, die unter dem Blick der grünblauen Augen

errötete.

»Sind Sie mit einem Glas Champagner einverstanden, Glenda?«

»Gern.«

»Gut, dann bringen Sie uns zwei.«

»Sehr wohl, Sir.«

»Gefällt es Ihnen hier, Glenda?«

»Sehr.« Sie nickte. »Man fühlt sich ein wenig in Großmutters Zeit versetzt.«

Glenda lächelte etwas verlegen. Sie war unter dem Blick der durchdringenden Augen ihres Gegenübers leicht errötet.

»Ja, es ist wunderbar. Eigentlich verdanke ich es einem Zufall, daß ich dieses Restaurant hier entdeckte. Es hatte geregnet, ich wollte mich nur unterstellen, weil ich keinen Schirm bei mir trug, dann landete ich hier in diesem Raum. Hier gefiel es mir sofort. Ich war von Beginn an begeistert.«

Ein Ober brachte die beiden Gläser, in denen der Champagner perlte. Das Mädchen hielt sich im Hintergrund und reichte anschließend die Karten. Sie waren nicht sehr groß und zeigten ein dunkles Rot. Man prostete sich zu.

Beim leichten Klang der Gläser sagte Basil Hartford: »Auf eine wirklich schöne Kollegin. Ich hätte nie gedacht, daß es beim trockenen Yard eine Frau wie Sie gibt, Glenda, Kompliment.«

»So schlimm ist es auch nicht.«

»Na, das sagen Sie. Die Männer denken anders darüber.« Basil stellte das Glas weg. »Schmeckt er Ihnen, Glenda?«

»Ja, er ist phantastisch.«

»Dann werden Sie auch vom Essen überrascht sein. Suchen Sie sich aus, was Ihnen schmeckt.«

Glenda hatte die Karte aufgeschlagen. »Meine Güte, das ist so viel.«

»Nein, die Portionen sind nicht zu groß.«

»So meine ich das nicht. Ich dachte nur daran, daß ich nicht weiß, was ich nehmen soll. Es liest sich schon so gut.«

»Es schmeckt auch so.«

Glenda entschied sich schließlich für eine Kalbsleber mit Pfifferlingen, die natürlich frisch waren.

Basil Hartford nickte. »Sie haben eine sehr gute Wahl getroffen. Ich nehme das gleiche.«

»Wie Sie wollen.«

»Und welchen Wein lieben Sie, Glenda?«

»Zunächst einmal reicht mir der Champagner. Außerdem muß ich ein wenig auf meine Figur achten.«

»Die nicht besser sein könnte.« Basil Hartford lächelte ein wenig wie Roger Moore. Zudem hob er dabei noch seine linke Augenbraue an. Es wirkte wie einstudiert.

Glenda wußte nicht, wie sie diesen neuen Kollegen einstufen sollte. Okay, sie war mit ihm zum Essen gegangen, da sie etwas mehr über ihn wissen wollte. Mittlerweise hatte sie den Eindruck, daß Basil Hartford zwar ausgezeichnete Manieren besaß und auch sehr charmant sein konnte, aber unter die Oberfläche schaute sie nicht. Er war ihr ein wenig zu glatt, zu selbstsicher. Als Polizisten konnte sie sich ihn eigentlich kaum vorstellen.

»Wie ist es denn mit einer Vorspeise?«

Die Stimme des Mannes unterbrach Glendas Gedanken. Sie schaute hoch und stimmte automatisch zu.

»Darf ich Ihnen etwas empfehlen?«

»Gern.«

»Ich wäre für Kalbsfilet. Es wird hier mit einer sehr schmackhaften Marinade angerichtet und ist hervorragend. Sie sollten es unbedingt probieren.«

»Wenn Sie es sagen.« Er gab die Bestellung auf.

Hartford rauchte Zigarillos. Der blaue, dünne Rauch verteilte sich

über seinem Kopf. Noch vier weitere Gäste saßen an zwei Tischen. Aus Lautsprechern drang leise Musik.

Vom Nebentisch tönte der Klang zu ihnen herüber, als das Paar dort anstieß.

Es war eine sehr nette Atmosphäre. Über die Flamme der Kerze hinweg schaute Basil Hartford Glenda wissend lächelnd an.

»Was ist?« fragte diese.

Er lachte leise. »Wissen Sie, worüber ich nachdenke? Wahrscheinlich nicht, deshalb will ich es raten. Sie fragen sich bestimmt, weshalb ich zur Polizei gekommen bin?«

»In der Tat, Basil.«

»Das ist ganz einfach, Glenda. Ich habe mich entschlossen, nach meinem Studium der Juristerei noch einmal von vorn anzufangen. Ich möchte in den höheren Polizeidienst und will auch die Basis kennenlernen. Das sind meine Motive, die ich mit der Familie absprach.«

Glenda nickte und nippte am Glas. »Die Familie ist sehr wichtig für Sie -- oder?«

»Das stimmt. Ich muß gewisse Rücksichten nehmen. Wir gehören zu den Alteingesessenen. Jeder im Clan hat seine Aufgabe. Unsere Familie hat sich vorgenommen, dem Land zu dienen. Die Mitglieder sind in zahlreichen Positionen vertreten, nur die Polizei, die Exekutive fehlte noch. Dieses Manko ist durch mich beseitigt worden.«

»Wie lange wollen Sie bei uns bleiben?«

Basil Hartford lachte leise. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Es kommt darauf an, ob man mich will.«

»Wieso sollte man nicht?«

»Ich weiß nicht, wie die Kollegen über mich denken.«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Sie waren noch kein Thema bei uns.«

Basil Hartford schaute Glenda an, als würde er ihr nicht glauben. Bevor er etwas erwidern konnte, brachte der Ober die Vorspeise. Glenda lächelte, als sie die hauchdünn geschnittenen Scheiben sah.

»Dazu muß man einen leichten Weißwein trinken, Glenda.« Sie stöhnte auf. »Überredet.«

Basil Hartford bestellte einen trockenen Franzosen, den sie auch offen hatten.

Er hatte nicht übertrieben. Die Scheiben schmeckten in der Tat vorzüglich. Dazu der frische Wein, das war schon ein Genuß der allerersten Klasse.

Sie sprachen erst wieder nach der Vorspeise, und Hartford hatte das Thema nicht vergessen. »Also, was meinen die Kollegen über mich?«

»Wir haben nicht über Sie geredet!«

»Glenda — bitte...« Er lächelte wieder. »Ich weiß ja, daß Sie darüber nicht sprechen wollen.«

Die junge Frau lehnte sich zurück. »Haben Sie mich eingeladen, um mich auszuhorchen?«

Erstaunt schaute Hartford sie an. »Nein, wie kommen Sie darauf?«

»Das entnehme ich Ihren Fragen.«

Er räusperte sich kurz. »Sollte bei Ihnen tatsächlich der Eindruck entstanden sein, so entschuldige ich mich dafür. Ich habe keinerlei Hintergedanken gehabt. Daß man als Neuling wissen möchte, mit wem man es zu tun bekommt ist menschlich, meine ich. Schließlich arbeite ich bald mit zwei bekannten Kollegen zusammen. John Sinclair und Suko. Ich möchte gern wissen, wie ich sie anzufassen habe. Sie verstehen?«

»Natürlich. Ich kann Ihnen nur soviel sagen, daß ich mit beiden hervorragend auskomme.«

»Ich hörte es. Man kann Sie als Team bezeichnen.«

»Ja, so ist es.«

»Sind Sie denn auch hin und wieder mit an der Front, Glenda, oder machen Sie nur Bürodienst?«

»Fast nur.«

»Wie ist Ihr Verhältnis zu John Sinclair?«

»Jetzt fragen Sie schon wieder.«

Hartford lachte. Unecht, wie es Glenda vorkam. »Nehmen Sie es mir nicht übel, Glenda, ich komme einfach nicht von John Sinclair los. Er ist zu bekannt.« Hartford nahm einen Schluck Wein und »kaute« ihn regelrecht durch.

»Sie werden ihn morgen selbst kennenlernen. Fragen Sie ihn selbst. Bestimmt wird er Ihnen die entsprechenden Antworten geben.«

»Das hoffe ich sehr. Ich hoffe weiterhin, daß er und sein Kollege Suko mir vorurteilslos begegnen werden.«

»Dessen bin ich mir sicher. Ich kenne die beiden schon lange. Sie geben jedem Menschen einen gewissen Vorschuß.« Glenda erhob sich. »Sie entschuldigen mich für einen Moment, Basil?«

»Selbstverständlich.«

Er stand ebenfalls auf und schaute Glenda nach, die auf eine schmale Tür zuschritt, wo es zu den Toiletten ging. Glenda trug ein schlichtes, blaues Strickkleid. Bis zur Taille sehr eng anliegend, der Rock schwang dann glockenförmig um ihre Waden. Die Treppe war nicht sehr lang. Im Waschraum blieb Glenda vor einem breiten Spiegel stehen. Sie wollte sich etwas erfrischen, zögerte aber. Irgend etwas störte sie.

Es war der Geruch. Normalerweise roch es in Räumen wie diesen nach Seife und Parfüm, hier aber nicht.

Dieser Geruch paßte einfach nicht dazu. Er war streng, er war alt und auch irgendwie anders. Glenda schaute sich um.

Sie konnte keinen Gegenstand entdecken, der den Geruch ausströmte. Muffig, ja es war ein Hauch von Moder, der durch den Waschraum streifte: Um ihn zu überdecken, sprühte sich Glenda mit

Parfüm ein. Sie zählte nicht unbedingt zu den Duftwasser-Fans, doch in diesem Fall wardas Parfüm ganz nützlich.

Jedenfalls überlagerte das Parfüm den Geruch.

Wieder am Tisch, erhob sich der neue Kollege. »Das Essen wird gleich serviert.«

»Das ist fein.«

»Wie hatte Ihnen die Vorspeise geschmeckt?«

Glenda nahm Platz. »Sie war hervorragend.«

»Dann wird Ihnen das Hauptgericht auch zusagen, da bin ich mir ganz sicher.«

Die Kalbsleber wurde serviert. Der Ober legte sie vorsichtig von der Platte auf die Teller, ein wenig Fond träufelte er ebenfalls darüber, häufte mit abgezirkelt wirkenden Bewegungen die Pfifferlinge neben die Leberstücke.

Etwas Kartoffelschnee kam noch hinzu, es wurde serviert, der Mann wünschte einen »Guten Appetit« und zog sich zurück. Glenda mußte sich eingestehen, daß die Leber vorzüglich war. Basil Hartford hatte neuen Wein bestellt. Einen schweren französischen Rotwein.

Wieder tranken sie sich zu. »Auf gute Zusammenarbeit«, sagte er lächelnd.

»Ja, das wünsche ich mir auch.«

»Und auf daß wir Freunde werden.«

Glenda war vorsichtiger. »Die Zeit wird es zeigen«, erwiderte sie diplomatisch.

Während des Essens redeten sie kaum. Es wäre auch fast einer Sünde gleichgekommen, die Leber war einfach zu gut. Auch die Beilagen paßten hervorragend dazu. Bei den Pfifferlingen schmeckte man die knackige Frische durch.

Der Wein war ebenfalls ausgezeichnet. Gehaltvoll, sehr schwer. Er steckte voll innerer Glut, die sich auch auf Glenda Perkins übertrug.

Sie merkte, wie es in ihrem Körper arbeitete, wie der Wein ins Blut und ihr leider auch in den Kopf stieg. Zuviel durfte sie nicht mehr davon trinken. Die Atmosphäre hatte etwas Inselhaftes an sich. Wer hier saß und aß, der vergaß die Welt draußen.

Mit einem sehr zufriedenen Gefühl im Magen lehnte sich Glenda schließlich zurück.

»Wie geht es Ihnen?« fragte ihr Gegenüber.

»Gut, sehr gut. Ich bin nicht zu satt. Es ist genau richtig.«

»Das freut mich.« Hartford lächelte breit. Entweder lag es am Alkohol oder an seinem Charme, jedenfalls bekam Glenda einen sehr positiven Eindruck von dem neuen Kollegen, der einige Zeit bei ihnen bleiben sollte.

»Die Desserts sind hier ebenfalls eine wahre Wonne«, sagte Hartford in einem schwärmerischen Tonfall.

Glenda lachte und griff nach ihrem Glas. »Das glaube ich Ihnen gern, Basil, aber ich muß ehrlich sagen, daß ich kein Dessert mehr schaffe.«

»Schade.«

»Vielleicht ein andermal.«

»Heißt das, daß ich Sie wieder einmal zum Essen einladen darf?« fragte Basil.

»Ich sagte vielleicht.«

»Entschuldigen Sie, aber wenn eine Frau vielleicht sagt, dann hat sie schon so gut wie zugestimmt.«

Glenda schaute Hartford erstaunt an. »Woher wissen Sie das, Basil?«

»Erfahrung.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Basil schüttelte den Kopf. »Die Erfahrung beruht auf der Theorie.«

»Das soll ich Ihnen glauben?«

»Sie können es.«

Glenda nahm einen Schluck. Sieroch in das Weinglas hinein und zeigte sich plötzlich irritiert.

Da war wieder dieser Geruch!

Ein Hauch von Grab, von Moder...

Sie setzte das Glas ab, ohne einen Schluck getrunken zu haben, was Hartford auffiel.

»Stört Sie etwas an diesem Wein, Glenda?«

»Nein, eigentlich nicht.« Sie hob die Schultern. »Mir stieg nur etwas in die Nase.«

»Und was?«

»Ach nichts. Ich habe mich möglicherweise zu stark einparfümiert. Das störte den Duft des Weines.«

Er nickte betrübt. »So etwas gibt es tatsächlich. Ich hoffe jedoch nicht, daß Ihre Zunge auch in Mitleidenschaft gezogen wurde.«

»Da können Sie beruhigt sein.«

Er schenkte nach. »Ich will Sie nicht drängen, Glenda, aber sollten wir nicht noch in eine kleine Bar gehen und dort den Abend weiterführen?«

Glenda hatte damit gerechnet, daß so etwas kommen würde und sich auch eine entsprechende Antwort zurechtgelegt. »Im Prinzip hätte ich nichts dagegen, nur bin ich leider nicht mehr in der Lage. Der Rotwein hat es einfach in sich gehabt. Sie verstehen mich...?«

»War er zu kräftig?«

»So kann man es auch sagen.« Glenda mußte sich schon konzentrieren, um alles mitzubekommen.

»Da wäre ein Kaffee oder Espresso genau das Richtige.«

»Da habe ich nichts einzuwenden. Einen Espresso, bitte.« Hartford bestellte gleich zwei. Er brauchte ebenfalls einen kleinen Aufputscher. Das Getränk wurde gebracht. Glenda nippte nur vorsichtig daran. Sie spürte bereits nach dem zweiten Schluck, daß er die Lebensgeister weckte.

Der neue Kollege gab nicht auf. Er versuchte auch weiterhin, Glenda zu einem Barbesuch zu überreden. Sie aber blieb standhaft und erklärte ihm auch, daß eine Nacht mit einem derartigen Barbesuch oft nicht beendet war.

»Haben Sie Erfahrungen damit?«

»Nicht direkt. Nur gehöre ich nicht zu den spontanen Frauen, wenn Sie verstehen.«

»Das sicherlich.«

»Darf ich Sie denn nach Hause fahren?«

»Das ist nett gemeint, Basil, doch verlasse ich mich lieber auf ein Taxi.«

»Akzeptiert, Glenda.«

Sie saßen noch einige Minuten beisammen. Basil Hartford kam wieder auf den Dienst zu sprechen und erkundigte sich auch nach Sir James. Glendas Auskünfte blieben freundlich und allgemein. Auf Details ließ sie sich nicht ein.

Hartford merkte dies und schloß den Komplex mit einem Kompliment ab.

»Ihr Chef kann froh sein, eine Frau wie Sie zu haben, die verschwiegen ist und keine Interna an die Öffentlichkeit gelangen läßt. Vielleicht werbe ich Sie später einmal ab.«

»Das können Sie ja versuchen.«

»Ich werde in die Verwaltung einsteigen und von dort die Fäden ziehen. Der direkte Kontakt mit den Gangstern ist nichts für mich. Ich bin mehr ein Mann der Organisation, wie eben Ihr Chef, Sir James.«

»Diese Positionen können auch wichtig sein.« Glenda schob den linken Ärmel ihres Kleides zurück und schaute auf die Uhr. »Es ist spät genug, morgen beginnt wieder der Ernst des Lebens. Ich darf mich sehr herzlich bei Ihnen für das hervorragende Essen bedanken.«

»Das müssen Sie beim Koch, Glenda.«

»Dann eben bei Ihnen für die Einladung.«

»Ich hoffe, es war nicht die letzte.«

»Mal sehen.«

»Das Taxi werde ich noch bestellen.«

Hartford winkte den Ober herbei, der versprach, alles in die Wege zu leiten. Der erkundigte sich auch, ob es gut gewesen war.

»Ja, es war hervorragend.«

»Vielen Dank.«

Der Wagen fuhr vor. Hartford verabschiedete sich von Glenda mit einem langen Händedruck. Er bedankte sich noch einmal und winkte dem Wagen sogar hinterher.

Glenda ließ sich zu ihrer Wohnung fahren. Sie saß im Fond und spürte auch weiterhin das Inselgefühl in sich. Dabei kam sie sich vor, als würde sie schweben.

Sie hatte doch ein wenig zuviel getrunken und beschloß, beim nächstenmal vorsichtiger zu sein.

Dann hielt der Wagen.

Glenda beglich die Rechnung, stieg aus, ging zur Haustür und schloß auf. Sie wohnte in der ersten Etage, machte Licht, legte ihren hellen Mantel ab und blieb zunächst einmal in der Diele stehen, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt.

Einige Male mußte sie tief durchatmen. Noch immer kam sie sich vor wie über dem Boden schwebend. Mit einem Lächeln auf den Lippen betrat sie ihren kleinen Wohnraum, ging zum Fenster, öffnete es und ließ die frische Luft in den Raum.

Es tat ihr gut, tief durchatmen zu können. Auch das leichte Schwindelgefühl verschwand. Sie nahm den Geruch des Herbstes auf und hatte plötzlich wieder diesen ekligen Gestank in der Nase, der ihr schon zweimal aufgefallen war.

Glenda konnte sich nicht vorstellen, woher dieser Geruch kam. Von draußen wehte er nicht herein, denn sie hatte ihn schon im Lokal und im Waschraum wahrgenommen.

Allmählich bekam sie sogar den Eindruck, als würde er an ihr kleben, so widerlich war er.

Sie zog sich zurück. Auf ihrem Gesicht lag trotz der kühlen Luft ein leichter Schweißfilm. Das Fenster ließ sie offen, und nahm in einem der beiden Sessel Platz, wo sie tief durchatmete.

Der Geruch störte sie.

Er war einfach widerlich und trotz des Durchzugs nicht aus dem Raum zu kriegen. Glenda bekam Furcht. Sie hatte den Eindruck, inmitten eines Kreises zu stehen, der von unsichtbaren Personen gebildet wurde. Da wollte jemand etwas von ihr und hatte sie eingekreist. Es fiel ihr nicht leicht, die Dinge klar und logisch anzugehen. Sie mußte sich ungemein zusammenreißen, bis ihre Gedanken wieder eine gewisse Logik besaßen.

Glenda dachte darüber nach, wann genau sie den Geruch zum erstenmal wahrgenommen hatte.

Das war im Waschraum gewesen. Danach beim Trinken des Weines. Also war er gewissermaßen ihr Begleiter gewesen.

Sie schauderte, als sie daran dachte. Und sie bemühte sich gleichzeitig festzustellen, ob der Geruch sich tatsächlich aus dumpfem Modergestank zusammensetzte.

Ja, das konnte durchaus sein. Glenda hatte sich zwar nie viel auf Friedhöfen herumgetrieben, sie besaß auch keinen Kontakt zu Ghouls, den widerlichen Leichendämonen, aber sie konnte einen Modergestank durchaus von dem brakigen Wassers unterscheiden.

Der hier war Moder...

Er wehte herbei, schwebte durch das Zimmer und war so intensiv, daß Glenda ins Bad lief und sie sich übergeben mußte. Naßgeschwitzt stützte sie sich auf dem Waschbecken ab, spülte den Mund aus, richtete sich auf und schaute in den Spiegel. Ihr Gesicht war gerötet und gleichzeitig schweißverklebt. Haarsträhnen fielen ihr tief in die Stirn, wo sie auch festklebten.

Glenda erholte sich wieder. Bevor sie ihr Schlafzimmer betrat, schloß sie noch das Fenster im Wohnraum. Dann zog sie sich aus und legte sich ins Bett.

Auf dem Rücken blieb sie liegen, den Blick gegen die Decke gerichtet. Das Licht hatte sie brennen lassen, atmete tief und so ruhig wie möglich, wobei sie hoffte, daß sie irgendwann den Gestank vergessen und auch Schlaf finden würde.

Das schaffte sie auch. Der Körper sehnte sich einfach nach Ruhe. Irgendwann fielen Glenda die Augen zu.

Der Hauch von Moder aber blieb.

Wie eine dünne Schicht schwebte er über dem Bett und der schlafenden Frau...

Am anderen Morgen atmeten die Menschen in London auf. Es war ein Herbsttag wie aus dem Bilderbuch.

Weit und strahlend blau präsentierte sich der Himmel. Keine Wolke war zu sehen. Der Wind blies mit einer selten erlebten Frische, da störten selbst die zahlreichen Abgase nicht, weil sie einfach davongewirbelt wurden.

Es gab keinen Nebel, die Sonne schien bereits ziemlich früh am Morgen, und diese läge zählte ich zu denen, wo das Arbeiten alles machte, nur keinen Spaß.

Dennoch mußten Suko und ich ins Büro. Vor allen Dingen an diesem Montag, wo wieder eine Woche anfang.

Gut geschlafen hatte ich nicht mehr. Dazu waren die Ereignisse der vergangenen Nacht einfach zu rätselhaft gewesen. Auf der Fahrt zum Yard sprach ich mit Suko über die Verdammten der Totengruft. Auch meinem Freund und Kollegen fiel dazu nichts ein.

»Wo kann man die Spur aufnehmen?« Ich hatte mehr zu mir selbst gesprochen und gab mir auch selbst die Antwort. »Vielleicht bei Sarah Goldwyn, der Horror-Oma.«

»Nicht schlecht, der Gedanke.«

»Jedenfalls werde ich sie mal anrufen.«

»Das mach auch.«

Wir waren pünktlich, aber noch pünktlicher war Glenda Perkins, unsere gemeinsame Sekretärin. Sie begrüßte uns normalerweise mit einem kräftigen Morgengruß, der fiel diesmal zwar nicht aus, aber er klang doch sehr müde.

Einen Schritt hinter der Tür blieb ich stehen. »Was ist denn mit dir los, Mädchen? Hast du die Nacht durchgemacht?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Nur schlecht geschlafen«, antwortete sie.

»Ah — sie hat bestimmt von dir geträumt, John«, sagte Suko.

»Das wüßte ich aber.«

»Also hast du keine Alpträume bekommen«, meinte Suko grinsend.

»Wenigstens nicht von John.« Sie strich durch ihr Haar. »Möchtet ihr Kaffee?«

»Sicher.«

»Ich bringe ihn euch.«

Im Büro schüttelten wir die Köpfe. »Irgend etwas hat sie«, sagte ich. »So kennt man sie kaum.«

Suko winkte ab. »Nimm das nicht so tragisch. Jeder hat mal einen schlechten Tag, auch Glenda.«

»Wenn es nur das ist, bin ich froh.«

Glenda kam mit dem Kaffee. Für Suko hatte sie Tee mitgebracht. Glenda war heute praktisch gekleidet. Sie trug weiße Jeans und ein graues Hemd, ebenfalls aus Jeansstoff. Es stand zwei Knöpfe weit offen. Ich gab ihr einen Klaps auf das stramme Hinterteil, als sie das Tablett abgestellt hatte. Sie regte sich über meine Berührung nicht einmal auf.

»Ich hoffe, er schmeckt.«

Glenda wollte gehen. Wir hatten etwas dagegen. »Bleib noch«,

sagten Suko und ich fast gleichzeitig. »Meinetwegen.«

»Was war in der vergangenen Nacht los?«

Sie schaute mich an. »Ich habe nur schlecht geschlafen, John.«

»Und weshalb?«

»In meiner Wohnung hing ein ungewöhnlicher Geruch. Es stank nach Moder.«

»Was?«

Auch Suko schaute auf. Wir sahen beide Glendas heftiges Nicken. »Ja, ein Modergeruch, als hätte man...« sie schluckte zweimal, »in irgendeiner Ecke eine Leiche gelagert. Das hört sich zwar komisch an, aber so habe ich es wahrgenommen.«

Wir waren sehr ernst geworden. Beide wußten wir genau, daß Glenda keine Spinnerin war.

»Hast du genau nachgeschaut?«

»Sicher.«

»Auch etwas gefunden?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, John, leider nicht. Ich... ich kam damit nicht zurecht. Außerdem hatte ich das Gefühl, als wäre der Geruch von draußen in die Wohnung hineingeweht worden, aber das wiederum kann auch nicht stimmen.«

»Weshalb nicht?«

Sie bekam eine leicht rote Gesichtsfarbe. »Ich werde später mit dir darüber reden.«

»Wie du meinst, Glenda.«

Unsere Sekretärin ging. Ich widmete mich meinem Kaffee, der an diesem Morgen nicht so perfekt war, wie wir ihn sonst von Glenda gewohnt waren.

Suko hatte seine Stirn in Falten gelegt. »Was meinst du dazu, John?«

»Sie lügt bestimmt nicht.«

»Ich glaube auch nicht, daß sich Glenda diesen Geruch eingebildet

hat. Aber was, zum Henker, steckt tatsächlich dahinter?«

»Mit der Leiche hat sie schon recht.«

»Wie meinst du das?«

»Nicht daß sie in der Wohnung steckt, aber ich würde sogar noch einen Schritt weiter gehen. Möglicherweise hat sie Besuch von einem Ghoul gehabt, ohne es zu merken.«

Mein Freund lächelte schmal. »Ein kühner Gedanke.«

»Das meine ich auch, aber du kennst den Job. Wir sind schon mit Dingen konfrontiert worden, für die der Begriff kühn nicht ausreicht.«

Das Telefon meldete sich. Suko nahm ab, und er sprach mit dem Anrufer, Sir James. »Ja, wir kommen sofort, Sir.«

Ich trank zuerst die Tasse leer. »Einsatzbesprechung?«

»Weiß ich nicht.«

»Was ist eigentlich mit dem Neuen?«

»Er ist bei Sir James.«

»Aha.« Ich stand auf. »Mai sehen, wie der gute Basil Hartford sich so schickt.«

Im Vorzimmer saß Glenda und war mit dem Beamten-Dreikampf beschäftigt. Knicken — lochen — abheften.

»Machst du das auch richtig?« fragte ich grinsend.

»Willst du es tun?«

»Bewahre. Wie geht es dir?«

»Na ja...«

»Wir sind beim Alten«, sagte ich leise. »Weiß ich.«

»Sie gefällt mir überhaupt nicht«, sagte Suko. »Irgend etwas muß sie sehr gestört haben.«

»Der Geruch.«

»Klar. Ich frage mich nur, wo er herkommt. Das muß doch herauszufinden sein.«

Sir James erwartete uns nicht allein. Bei ihm befand sich der neue

Kollege, den ich noch nicht gesehen hatte. Im Gegensatz zu ihm wirkten Suko und ich wie Landstreicher.

Basil Hartford sah in seinem modernen grauen Designer-Jackett und der schwarzen Hose sehr elegant aus. Er trug ein Streifenhemd und eine gestreifte Seidenkrawatte.

Vom Typ her konnte man ihn als Manager einstufen. Ein Mann, der sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ und jedes Ziel erreichte, das er einmal anvisiert hatte.

Sir James machte uns beide bekannt. Wir reichten uns die Hände. Sein Druck war kräftig. »Ich habe viel von Ihnen gehört, Mr. Sinclair, und freue mich, Sie endlich einmal persönlich kennenzulernen.«

Ich winkte ab. »Glauben Sie nur ein Achtel von dem, was Sie gehört haben, Mr. Hartford.«

»Keine falsche Bescheidenheit. Ich habe mir diese Stelle nicht ohne Grund ausgesucht. Ich möchte lernen und später an verantwortlicher Position etwas für Sie tun können.«

»Das wäre gut.«

»Ich möchte in die Verwaltung und...« Er hob die geraden Schultern.

»Nun ja, bis dort ist es noch ein weiter Weg, wie Sie sich denken können.«

Sir James bot uns Stühle an, nahm selbst Platz und spielte mit einem Bleistift. »Ich habe Sie zu mir kommen lassen, um mit Ihnen über die Aufgaben des Mr. Hartford zu sprechen. Wenn es sich eben ermöglichen läßt, möchte ich, daß Mr. Hartford bei Ihnen bleibt und lernt.«

Sir James wartete auf einen Kommentar. Da Suko schwieg, redete ich.

»Das kann aber gefährlich werden«, warnte ich.

»Das weiß Mr. Hartford auch. Er wird sich dann, wenn möglich,

entsprechend zurückhalten.«

»Wie stehen Sie zu unserer Arbeit?« erkundigte ich mich bei dem neuen Kollegen.

»Sehr positiv.«

»Das ist mir zu allgemein. Können Sie nicht konkreter werden, Mr. Hartford?«

»Gern. Ich glaube daran, daß es gewisse Mächte und Kräfte gibt, die den Menschen das Leben schwermachen wollen und die aus dem Bereich der Hölle stammen. Ist das konkreter?«

»Ja. Und diese Mächte wollen Sie bekämpfen?«

Er nickte mir lächelnd zu. »Zumindest werde ich mich darum bemühen, Mr. Sinclair.«

Mir gefiel dieser Mr. Hartford nicht so recht. Er war mir einfach zu glatt, zu sehr von sich überzeugt. Vielleicht tat ich ihm auch Unrecht, weil ich mich von seinem Äußeren hatte blenden lassen, aber als Kollege, wenn ich ihn mit Suko und mir verglich, konnte ich ihn mir dennoch schwerlich vorstellen.

Sir James merkte etwas von meinen Vorurteilen. Er gab aber keinen Kommentar und krauste nur die Stirn. Dann holte er tief Luft und lehnte sich zurück.

»Über Einzelheiten, Mr. Hartford, reden Sie am besten mit den beiden Herren persönlich. Ich habe Ihnen nur einen allgemeinen Einblick in unsere Arbeit gegeben.«

»Das ist selbstverständlich, Sir.«

Der Superintendent stand auf. Auch wir erhoben uns. Suko und Hartford konnten den Raum verlassen, mit mir wollte Sir James noch reden.

»Einen Augenblick noch, John.«

»Sir.«

Mein Chef wartete, bis die Tür verschlossen war. Dann lächelte er. »Sie stehen dem neuen Kollegen eher skeptisch gegenüber habe ich

das Gefühl?«

»Sagen wir abwartend.«

»Ich spürte es an Ihrer Reaktion.«

»Das ist möglich. Wissen Sie, Sir, bisher sind wir zu zweit recht gut über die Runden gekommen. Wieso jetzt ein dritter Kollege?«

»Er soll ja nicht für immer bleiben, nur mal reinschauen.«

»Das haben Sie bisher stets abwenden können.«

»Stimmt. Nur sieht die Sache bei Basil Hartford anders aus. Er ist mir gewissermaßen aufgezwungen worden.«

Ich nickte, enthielt mich aber sonst eines Kommentars.

»Wollen Sie nicht wissen, von wem?« hakte Sir James nach, wobei er lächelte.

»Von ganz oben, nehme ich an.«

»Stimmt. Die Hartfords haben blendende Beziehungen.«

»Wo stammen sie her?«

»Ich will mal sagen, sie gehören zu einem uralten Adel. Da steckt nicht nur Geld dahinter, auch andere Dinge. Die Hartfords bilden eine Gruppe, die in der Industrie ebenso vertreten ist wie im Adel. Es gibt da noch Zusammenhänge zwischen den beiden Ländern Frankreich und England. Die Familie hat Geschichte, wenn ich das mal so salopp ausdrücken darf. Ich konnte mich nicht wehren.«

»Und wie soll es praktisch aussehen? Müssen wir Mr. Hartford jetzt immer mitnehmen?«

»Sie reden von Ihren Einsätzen?« Sir James dachte eine Weile nach.

»Ich würde zustimmen.«

»Wie ist er ausgebildet?«

Der Superintendent lachte. »Er hat eine harte Ausbildung hinter sich. Als Soldat bei den Fallschirmjägern. Sie können ihm schon etwas zutrauen.«

Ich konnte natürlich nichts machen. Daß Hartford zu uns kam, war

eine beschlossene Sache. Aber mir paßte der Zeitpunkt seines Erscheinens überhaupt nicht. Das erklärte ich auch Sir James.

»Welche Begründung haben Sie?«

»Ganz einfach. Ich hatte in der vergangenen Nacht ein schockierendes Erlebnis.«

Die Augen hinter den Brillengläsern weiteten sich. »Bitte, John, reden Sie.«

Das tat ich auch.

Sir James hörte sehr genau zu. Ich ließ keine Einzelheiten aus, und der Superintendent schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir einfach nicht vorstellen. Der Dunkle Gral und Hector de Valois?«

»Ja, Sir. Man warnte mich. Irgend etwas liegt in der Luft, muß sich über meinem Kopf zusammenziehen.«

»Die Verdammten der Totengruft.«

»Ja.«

»Sie wissen nicht, wer sich dahinter verbergen könnte?«

»Nein, Sir. Suko und ich haben hin und her überlegt, es kam nichts Konkretes dabei heraus. Lady Sarah ist noch eine Hoffnung.«

Sir James lächelte. »Wenn alle Stricke reißen, ist sie das Info-Büro. Stimmt schon.«

»Genau.«

»Meiner Ansicht nach, John, gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Dunklen Gral und den Verdammten oder Verfluchten der Totengruft. Sie können nur über den Gral zu einer Lösung kommen.«

»Und er schweigt.«

»Noch. Hector de Valois wollte sie warnen, er hat Sie gewarnt. Ist es nicht möglich, mit ihm Kontakt aufzunehmen? Können Sie das schaffen? Zum Beispiel durch den Gral. Ich denke da insbesondere an die Kugel, denn vergessen Sie Tanith nicht, die schließlich auch noch eine Rolle spielt. Ist es nicht auch Abbé Bloch gelungen, eine Verbindung zwischen dem Würfel und dem Gral herzustellen?«

»In der Tat.«

»Dann müßte er dort weitermachen.«

Ich nickte. »Sir, das sind alles Probleme, die auf Suko und mich zukommen werden.«

Der Superintendent hatte schon verstanden. »Weshalb betonen Sie dabei Ihre Namen so deutlich?«

»Weil ich im Prinzip nicht will, daß der neue Kollege mit der Problematik konfrontiert wird.«

»Sie wollen ihn aus dem Spiel lassen?«

»So sieht es aus.«

Sir James nickte. »Kann ich verstehen, nur werden Sie ihm die entsprechende Begründung geben müssen.«

»Ich werde ihn auf die Gefahren hinweisen.«

Sir James runzelte die Stirn. »Wird er dies denn akzeptieren?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich wird er sich bei Ihnen beschweren. Sie müßten sich dann eine entsprechende Begründung einfallen lassen, Sir. Sie stehen doch auf meiner Seite?«

»Klar.«

»Dann ist alles in Ordnung.«

»Trotzdem, John, sehen Sie bitte zu, daß Sie mit Hartford zurechtkommen. Ich möchte da keinen Ärger von oben bekommen. Ich kann ihn nicht recht einschätzen, weiß auch nicht, wie weit die Beziehungen reichen. Versuchen Sie es bitte zunächst auf dem kooperativen Weg.«

»Ich kann ihn unmöglich in die Geheimnisse des Dunklen Grals und was damit zusammenhängt einweihen. Das ist...«

»Haben Sie etwas?«

Ich war blaß geworden. Zum Teufel, ich irrte mich nicht! Durch das Büro meines Chefs wehte ein Hauch von Moder!

Wir schauten uns an. Sir James wartete auf eine Antwort. »John, was ist los? Sie stehen da, wie zu einer Salzsäule erstarrt. Was ist

denn passiert?«

»Sir, ich... also ich...« Allmählich geriet ich ins Stottern, ging auf meinen Chef zu und nahm diesen widerlichen Geruch noch intensiver wahr.

»Jetzt sagen Sie endlich, was geschehen ist, John!«

»Merken Sie den Geruch nicht?«

»Welchen...?« Kaum hatte er gefragt, war er ihm aufgefallen. Sir James blieb ebenfalls hinter seinem Schreibtisch stehen und rümpfte die Nase.

»Leichengeruch«, sagte er leise, wobei er allmählich blaß wurde, »meine Güte, so riechen Leichen.«

»Ja, Sir, Moder.«

Der Superintendent räusperte sich. Er hatte Mühe, den nächsten Satz zu formulieren. »Und das in meinem Büro. Wie kommt es? Das... das gibt es nicht...«

»Leider stimmt es!«

»Aber woher...?«

»Sir, bitte, sehen Sie es nicht als Provokation an. Aber ich habe das Gefühl, daß Sie diesen Leichengeruch ausströmen.«

»Ich?«

»Leider, Sir!«

Darüber mußte der Superintendent erst einmal hinwegkommen. Er schritt zurück und ließ sich auf seinen Schreibtischstuhl fallen, der unter dem Gewicht ächzte.

Ich verließ den Platz an der Tür und setzte mich meinem Chef gegenüber. Er war noch bleicher geworden. Fast ähnelte seine Gesichtshaut der einer Leiche. Langsam hob er die Arme. Seine Finger vibrierten. Er preßte sie gegen die Wangen und hielt sie danach unter die Nase.

Ich gab keinen Kommentar ab. Meine Gedanken aber drehten sich um Glenda Perkins. Auch sie hatte von einem Modergeruch

gesprachen, der ihre Wohnung durchwehte.

Und nun Sir James.

Wo existierte da der Zusammenhang? Gab es ihn überhaupt zwischen den beiden?

Ich räusperte mich. Sir James sah dies als Zeichen an. Er ließ seine Hände sinken und legte die Flächen auf den Schreibtisch. »Ja, John«, sagte er mit einer flachen Stimme. »Sie haben sich nicht geirrt. Ich stinke wie eine vermoderte Leiche.« Er senkte den Kopf und schüttelte ihn.

»Verdammt noch mal, nach Moder.«

Sir James wartete sicherlich auf einen Kommentar, den er auch bekam.

»Wie bei Glenda, Sir.«

Er reagierte zunächst nicht. Dann hob er den Kopf und fragte: »Was haben Sie da gesagt?«

Ich wiederholte meine Bemerkung.

Sir James nahm die Brille ab. Automatisch reinigte er mit einem Spezialtuch die Gläser, ohne es eigentlich wahrzunehmen. »Wieso Glenda? Sagen Sie es mir!«

»Ich weiß es nicht, Sir.«

»Wir haben keine Gemeinsamkeiten. Es gibt dafür keinen Grund. Ich rieche nach Moder wie eine Leiche. Himmel, ich kann mich nirgendwo mehr sehen lassen. Was kommt da auf uns zu? Oder was ist da bereits auf uns zugekommen?«

»Ich fürchte, Ihre letzte Bemerkung trifft eher zu, Sir!«

»Aber Sie oder Suko hat es nicht erwischt.«

»Noch nicht.«

»Rechnen Sie damit, daß es passiert?«

Es war schwer, auf diese Frage eine Antwort zu finden. »Weshalb sollten wir verschont werden?«

»Ja, weshalb?« Sir James nickte schwer. Er holte durch die Nase

Luft.

»Da wäre noch etwas, John. Sie haben mir vom Gral erzählt, der in Flammen stand. Könnte das eine mit dem anderen etwas zu tun haben?«

»Möglich, nur sehe ich im Augenblick keine Chance, Beweise dafür herbeizuschaffen.«

»Da haben Sie recht, John.« Die Stimme des Superintendenten klang matt und kraftlos. Er starrte ins Leere. Fast wagte er nicht einmal, Luft zu holen.

»Ich sollte wohl besser das Büro hier verlassen und nach Hause fahren.« Er blickte mich fragend an. »Was meinen Sie dazu, John?«

»Dafür wäre ich auch.«

»Und Glenda?«

Ich hob die Schultern. »Bisher hat sie nur davon gesprochen, daß sich in ihrer Wohnung der Geruch ausgebreitet hat. Sie selbst scheint davon nicht in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein.«

»Hoffen wir, daß es nicht noch passiert. Meine Güte, wenn ich nur die Ursache dafür finden könnte.«

»Es wird schwierig sein, Sir. Aber Suko und ich werden alles tun, um den Fall aufzuklären.«

Er griff zum Hörer. Da ich ahnte, was er beabsichtigte, fragte ich ihn:

»Soll ich Sie nicht nach Hause fahren, Sir?«

»Nein, lassen Sie mal. Ich erledige das schon. Und ausgerechnet jetzt ist dieser Hartford da. Was wird der Mann denken?«

»Bisher hat er noch nichts gerochen.«

»Sie geben mir Bescheid, wenn sich etwas Neues getan hat?«

»Sofort, Sir.«

»Gut, nehmen Sie auf nichts Rücksicht. Auch nicht auf mich. Klären Sie den Fall.«

Ich ging. Im Flur atmete ich tief durch. Auf unseren Gängen

herrschte nicht die beste Luft. Im Vergleich zu der im Büro allerdings war sie der reinste Balsam für die Atemwege.

Mein Blick zeigte den inneren Zustand an. Ich fühlte mich leer und ausgebrannt. Es hatte zwar keinen Kampf gegeben und auch keine Opfer, dennoch war etwas Ungeheuerliches geschehen, über das ich so leicht nicht hinwegkam. Dieses andere, dieser Gestank, der hatte seinen Grund. Der kam nicht von ungefähr.

Ich war so in Gedanken versunken, daß ich nicht einmal den Gruß zweier Kollegen hörte, die vorbeigingen. Ich sah nur ihre Schatten. In meiner Kehle saß ein Kloß wie festgenagelt. Noch immer spürte ich diesen widerlichen Geschmack im Hals, der den Ekel in einem Menschen hochtreiben konnte. Ich kam mir vor, wie von einem Gespenst verfolgt, das sich irgendwann und blitzschnell materialisieren konnte.

Es war niemand in meiner Nähe, der so roch oder auch nur hätte so riechen können.

In das Vorzimmer trat ich ein, ohne anzuklopfen, wollte Glenda ansprechen und hatte die erste Silbe noch nicht über die Lippen gebracht, als ich schon stockte.

Nicht Glenda saß auf ihrem Schreibtischstuhl, sondern Suko. Und der sah aus wie ein leidender Märtyrer.

»Was ist los? Wo steckt Glenda?«

Er deutete auf die geschlossene Tür zu unserem Büro.

»Ja und? Habt ihr die Plätze getauscht?«

»Nicht freiwillig, John. Glenda ist mit den Nerven so ziemlich am Ende. Sie... sie... riecht nach Moder...«

»Nein!« keuchte ich. »Nicht auch sie!«

»Wieso? Was ist denn?«

Es gab nicht nur den einen Stuhl im Vorzimmer. Ich ließ mich auf einem zweiten nieder und schaute Suko dabei an. »Auch Sir James, mein Lieber.«

Die Augen meines Freundes nahmen an Größe zu. »Er ebenfalls? Das kann doch nicht wahr sein!«

»Es ist aber so.«

»Verdammt. Verdammt noch mal, ich drehe hier durch. Wieso? Weshalb? Ich begreife das nicht. Warum gerade Sir James und Glenda Perkins, John?«

»Darüber denke ich auch nach. Eine Lösung ist mir bisher nicht eingefallen.«

»Was ist mit uns? Wird es uns auch noch packen?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, daß mehr dahintersteckt, als wir bisher angenommen haben.«

»Die Verfluchten der Totengruft.«

»Wie kommst du darauf?«

»Reine Vermutung, John. Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß der Dunkle Gral uns davor warnen sollte. Totengruft, John. Das hört sich an oder klingt schon wie Moder, Verwesung, Leichen, Ghouls — meinetwegen. Oder nicht?«

»Kann sein, muß aber nicht.« Ich stand auf.

»Wo willst du hin?«

»Zu Glenda. Ich muß einfach mit ihr reden. Irgendwo hat es doch seinen Grund gehabt, daß es sie und nicht uns erwischt hat. Sie soll nachdenken, sie soll sich erinnern. Heute morgen hat sie angedeutet, daß sie mit uns über eine bestimmte Sache reden wollte. Sie weiß sicherlich mehr, als sie zugibt.«

»Ja, rede du mit ihr. Ich bleibe hier.«

Bevor ich die Tür zu unserem Büro öffnete, erkundigte ich mich noch nach Basil Hartford.

»Ich weiß nicht, wo er steckt. Vor einigen Minuten hat er das Büro verlassen, ohne ein Ziel genannt zu haben. Das braucht er auch nicht. Hartford kann sich hiernach Belieben bewegen.«

Mir war es nicht einmal unrecht, daß sich der neue Kollege

zurückgezogen hatte. Ich wollte mir bei diesem Fall nicht von einem Fremden in die Karten schauen lassen.

Sehr leise öffnete ich die Tür zu unserem Büro. Glenda saß auf dem Stuhl, der normalerweise mein Platz war. Sie hatte die Ellenbogen auf die Schreibtischplatte gestemmt und ihre Handflächen gegen die Wangen gepreßt. Ich hörte sie weinen, doch etwas anderes traf mich viel schlimmer.

Es war der Geruch.

Der Modergestank strömte mir entgegen, als wäre er von einem Windstoß in Richtung Tür gepustet worden. Ein ekliger Geruch, der mir fast wieder den Magen umdrehte.

Glenda hatte mich nicht gehört. Ich schloß die Tür leise hinter mir zu und ging mit ebenfalls sehr leisen Schritten auf den Schreibtisch zu. Dicht neben Glenda blieb ich stehen und tippte sie an.

Sie schrak nur kurz zusammen. Anscheinend wußte sie doch, wer den Raum betreten hatte, denn sie sprach mich an. »John, bitte, laß mich allein. Es ist so furchtbar...«

Ich ging zurück, aber nur, um mir einen Stuhl zu holen. Den schob ich neben Glenda. Dann setzte ich mich. »Nein, ich werde dich nicht allein lassen. Nicht jetzt!«

»Riechst du denn nicht...?«

»Natürlich rieche ich es. Sir James ist ebenfalls von diesem Geruch befallen worden. Ihr beide müßt etwas gemeinsam gehabt haben, und das will ich herausfinden.«

»Ich habe doch keine Ahnung«, erklärte sie flüsternd und jedes Wort betonend. »Wirklich nicht.«

»Du wolltest mir noch etwas sagen, was mit dem Geruch zusammenhängt. Erinnerst du dich?«

Sie hob den Kopf an und schneuzte ihre Nase. »Ja, ich weiß es.«

»Dann raus damit, aber schnell!«

»Ich... ich war gestern weg, verstehst du? Ich bin zum Essen

eingeladen worden.«

»Das ist doch nichts Schlimmes.«

»Nein, das nicht, aber weißt du auch, wer mich zum Essen eingeladen hat?«

»Du wirst es mir sagen.«

Sie drehte den Kopf, um mich anschauen zu können. »Es war der neue Kollege Basil Hartford!«

»Wie bitte?«

»Ja, Basil Hartford. Es tut mir leid, John, wirklich, aber er hat mich eben überredet.«

Ich lächelte etwas verkrampft. »Ich kann dir natürlich keinen Vorwurf machen, Glenda!«

»Dazu hast du auch kein Recht!« Sie fuhr mich scharf an.

»Natürlich, Glenda, wir sind erwachsene Menschen und nicht miteinander verheiratet. Ich will auch nichts über deine Motive wissen, nur möchte ich gern erfahren, was da gelaufen ist. Du hast mit Suko und mir über den Modergeruch gesprochen. Wann hast du ihn zum ersten Mal festgestellt?«

»Das war...« Sie schluckte und holte noch einmal tief Luft. »Also das war, als ich auf die Toilette gegangen bin. Dort ist es mir aufgefallen. Ich hatte das Gefühl, als würde ein unsichtbarer Zombie neben mir stehen, begreifst du das?«

»Ja, das begreife ich.«

»Und dann am Tisch, als ich Wein trank. Plötzlich glaubte ich, daß aus dem Glas etwas hochströmen würde. Eine Wolke, ein widerlicher Gestank, ein Hauch von Moder und Verwesung.«

»Da hast du noch mit ihm zusammen gegessen.«

»Sicher.«

Ich runzelte die Stirn. »Möglicherweise liegt es an ihm. Oder meinst du nicht?«

»Du hast Basil Hartford in Verdacht?«

»Ja, die Fakten liegen nun mal so. Ich habe Basil Hartford in Verdacht, daß mit ihm etwas nicht stimmt. Du hast mit ihm zusammengesessen. Sir James war bei ihm.«

»Aber du doch auch, John. Und Suko ebenfalls«, schrie sie, hob die Arme und ließ sie wieder fallen.

»Das stimmt alles, Glenda. Uns hat es nicht erwischt, verstehst du? Wir haben möglicherweise einen gewissen Schutz. Ich kann mir vorstellen, daß mein Kreuz...«

»Ja, das kann sein.« Glenda änderte das Thema. »Aber wer ist dieser geheimnisvolle Mann? Wer — John? Tatsächlich Hartford?«

»Ich kann mir keine andere Alternative denken.«

Sie schüttelte den Kopf und hämmerte mit den Fäusten auf die Schreibtischplatte. »Das ist alles so verrückt. Das ist der reinste Wahnsinn, begreifst du das?«

»Kaum, Glenda.«

»Ich bin mit ihm gegangen«, sagte sie stockend. »Er... er hat mir auch nichts getan, weißt du?«

»Wollte er dich nur zum Essen einladen?«

»Ja.«

»Hat er sich nach mir erkundigt?« Glenda nickte mir zu. »Auch. Er fragte nach dir. Nach deinem Job und so.«

»Was hast du ihm gesagt?«

»Konnte ich ihm etwas sagen? Traust du mir das zu?«

»Nein.«

»So ist es auch gewesen, John. Ich habe ihm keinerlei Auskünfte gegeben. Es blieb alles sehr sachlich. Ich habe ihm erklärt, daß er sich an dich wenden sollte, falls er etwas wissen will. Ich jedenfalls fühlte mich nicht zuständig.«

»Das war gut so.«

Glenda legte den Kopf zurück. Sie fuhr dabei mit beiden Händen durch ihr Haar. »Ich komme einfach nicht mehr klar, John. Ich weiß

nicht, was sich da zusammenbraut. Ich rieche nach Moder wie eine alte Leiche. Das will mir nicht in den Sinn. Es ist einfach verrückt.« Sie starrte mich an. Ihr Gesicht hatte sich verändert. Es war rot geworden und zeigte gleichzeitig blasse Flecken, die vom Weinen zurückgeblieben waren.

»John, wie kann ich plötzlich nach Moder riechen?«

»Das weiß ich auch nicht genau. Aber hast du ihn möglicherweise angefaßt?«

»Ja, wir gaben uns die Hand.«

»Das kann es gewesen sein.«

»Dir hat er ebenfalls die Hand gegeben, oder nicht?«

»Doch, aber wie gesagt, ich habe den Schutz des Kreuzes.«

»Und Suko?«

Ich hob die Schultern. »Wir müssen damit rechnen, daß auch ihn diese Pest erwischt hat. Möglicherweise kommt sie bei ihm erst später zum Ausbruch. Der eine reagiert so, der andere besitzt mehr Widerstandskraft. Das kann es bei Suko sein. Was auch zutreffen mag, Glenda, du jedenfalls solltest nicht länger hier im Büro bleiben. Auch Sir James hat die Konsequenzen gezogen und ist nach Hause gegangen.«

»Was macht er dort?«

»Er wird abwarten müssen, bis etwas geschieht oder wir Licht in das Dunkel gebracht haben.«

»Das kann dauern.«

»Natürlich. Du bist zu Hause am besten aufgehoben.«

»Bei dem Gestank sicherlich. Ich ekle mich selbst davor, John. Es ist einfach furchtbar, nicht zu beschreiben. Ich komme mir vor wie ein weiblicher Ghoul oder ein Zombie. Was kann ich noch tun?«

»Deine Sachen packen.«

»Bringst du mich nach Hause?«

»Selbstverständlich.«

»Dann wird es in deinem Wagen riechen wie in einem alten Grab, John.«

»Das ist mir egal. Ich will dich hier heraus haben. Außerdem muß ich mich noch um Hartford kümmern. Du weißt nicht zufällig, wohin er gegangen ist?«

»Nein, das hat er nicht gesagt.«

»Und der Begriff die Verfluchten oder Verdammten der Totengruft sagt dir auch nichts?«

»Nie gehört.«

»Dann komm.«

Suko saß noch immer im Vorzimmer. Er sah uns an, was wir vorhatten.

»Ihr wollt weg?« fragte er.

»Ja, leider. Oder Gott sei Dank! Ich bringe Glenda nach Hause. Sie ist dort besser aufgehoben.«

»Finde ich auch. Viel Glück.«

»Danke, Suko.«

Glenda nahm noch ihre Tasche. Einen beinahe abschiednehmenden Blick warf sie auf ihren Schreibtisch und die Schreibmaschine. »Es ist ja nicht für immer«, tröstete ich sie, weil ich ihre Gedanken erriet.

»Das hoffe ich auch...«

Der Fahrer des Superintendents war rücksichtsvoll genug, über den Geruch zu schweigen, den sein Chef ausströmte. Er führte auch mit Sir James kein Gespräch, nur als der Wagen ausrollte, da sagte er: »Wir sind da, Sir.«

»Ja, danke. Ist Ihnen nichts aufgefallen, Mr. Field?«

»Etwas schon, Sir. Es... es riecht ungewöhnlich im Wagen. Wahrscheinlich die Umwelt.«

»Ja, das wird es sein!« erwiderte Sir James und öffnete die Tür zum Fond. »Ich gebe Ihnen keine Zeit, wann Sie mich wieder

abholen sollen. Ich rufe Sie dann an.«

»Sehr wohl, Sir.«

Der Superintendent wohnte angemessen. Das Haus sah ehrwürdig aus. Er hatte die Wohnung von der Regierung gestellt bekommen. Auch andere Beamte wohnten in diesem Gebäude.

Sir James schritt durch den breiten Vorgarten. Die Bäume zeigten noch das Laub des Sommers. Allmählich nur begann es mit seiner Färbung. Einige Blätter lagen bereits am Boden.

Die Haustür sah wuchtig aus. Sie bestand aus schwerem Eichenholz und hielt auch einer Ramme stand. Der mit grauem Licht erfüllte Flur empfing Sir James. Zügig schritt er zum Fahrstuhl. Sir James war heilfroh, daß er von keinem anderen Hausbewohner gesehen und gerochen worden war. Seine Wohnung lag in der ersten Etage. Die Flure waren großzügig bemessen. Von den anderen Parteien bekam er nichts mit.

Auch in der Wohnung paßten sich die Räume mit ihren hohen Decken dem übrigen Baustil an. Die Einrichtung bestand aus alten Möbeln. Sie wurden vom Flair der Jahrhundertwende durchweht.

Sir James hielt sich nur selten in seiner Wohnung auf. Die meiste Freizeit verbrachte er in seinem Club, der sein eigentliches Zuhause war. Am heutigen Abend würden die anderen ihn vermissen. Er mußte anrufen und sich irgendeine Ausrede einfallen lassen. Die Wahrheit konnte er keinesfalls preisgeben.

Zur Wohnung gehörte auch ein großes Arbeitszimmer. Er konnte es von zwei Seiten aus erreichen. Überall standen mit Büchern vollgestopfte Regale. Der Schreibtisch, ebenfalls ein altes Stück, stand vor dem Fenster. Das alles war Sir James so vertraut. Er dachte sich nichts dabei, als er das Arbeitszimmer betrat. Er wollte wie immer direkt auf den Schreibtisch zugehen und sich dort hinsetzen.

Aber da saß schon jemand lässig und mit übereinandergeschlagenen

Beinen.

Basil Hartford!

Glenda schaute stur geradeaus, als sie neben mir im Rover saß. Sie wollte einfach nicht sprechen. Als ich nach dem Grund fragte, weil sie mir auf Fragen keine Antwort gegeben hatte, da erwiderte sie: »Ich habe das Gefühl, als würde ich bei jedem Wort eine Wolke mit Leichengeruch ausstoßen.« Sie schüttelte sich. »Das ist schlimm.«

»Du bildest es dir nur ein, Glenda.«

»Den Leichengeruch?«

»Nein, daß du auch beim Atmen...«

»Hör auf, John, bitte. Sag nichts mehr. Ich... ich bin einfach fertig. Ich kann nichts mehr hören.« Glenda beugte sich nach vorn und preßte die Hände vor das Gesicht.

Ich konnte sie verstehen. Es hatte sie hart getroffen, ebenso wie Sir James. Allmählich kam ich zu der Überzeugung, daß irgend jemand darauf aus war, unsere Abteilung langsam aber sicher zu dezimieren. Bei diesem Jemand konnte es sich nur um Basil Hartford handeln. Einen normalen Menschen, einen Mann mit den besten Beziehungen. Wobei ich mich fragte, welchen Plan er eigentlich verfolgte. Wollte er sich selbst an die Spitze setzen und uns ansonsten ausschalten?

Wir hielten vor einer Ampel. In der Nähe befand sich eine runde Grünfläche. Noch genossen die Menschen die Herbsttage. Die Sonne schien, Müßiggänger saßen auf den Bänken und schauten zu, wie fallende Blätter durch die Luft trudelten. Kinder spielten unter den Zweigen und Ästen der Platanen Fangen. Es war die Zeit der Eicheln und der Kastanien.

Neben mir atmete Glenda schwer. Ich drehte den Kopf nach links und schickte ihr ein Lächeln. »Ich muß furchtbar aussehen, John, schau nicht hin.«

Der Rover rollte langsam an. »Jeder, der gerade geweint hat, sieht

nicht gerade aus wie ein Mannequin.«

»Danke.«

Glenda lebte in einem normalen Mietshaus, keinem großen Kasten wie ich, es war noch gemütlich dort. Hier kannte jeder jeden, man sprach miteinander, und man klatschte übereinander.

»Eigentlich darf ich mich nicht beschweren«, sagte sie plötzlich. »Wenn ich dabei an Janes Schicksal denke, komme ich mir direkt dumm vor, wenn ich das tue.«

»Ja, das stimmt.«

»Wird es für sie jemals eine Rettung geben?«

»Ich kann es dir nicht sagen, Glenda. Zumindest wird es ungemein schwer werden.«

Es war der reine Zufall, daß ich noch eine Parklücke fand, in die der Wagen so eben hineinpaßte.

Als wir ausstiegen, regnete es Blätter.

»Hoffentlich kommt uns niemand entgegen«, flüsterte Glenda. Sie schaute sich scheu um.

»Dann gehen wir eben vorbei.«

»Riechst du nichts, John?«

»Nein, ich höre nur das Knirschen, wenn ich das Laub zertrete. Tut mir leid.«

»Das sagst du nur so.«

Vor der Haustür blieben wir stehen. Die Fensterrahmen waren weiß gestrichen. Ich deutete an der Fassade hoch. »Soll ich noch mit hochkommen?«

»Das ist nicht nötig, John. Vielen Dank!«

»Was hast du jetzt vor?«

»Ich werde mich in die Badewanne legen und versuchen, den Geruch wenigstens zum Teil wegzubekommen. Sollte irgend etwas geschehen, rufe ich dich an.«

»Besonders, wenn Hartford Kontakt mit dir aufnehmen will.«

»Daran glaube ich nicht mehr.«

»Ich aber.«

Glenda reichte mir die Hand. »Danke für das Herfahren. Sieh zu, daß du es schaffst.«

»Ich werde mein Bestes tun.«

Glenda schloß die Haustür auf und verschwand. Ich drehte mich wieder um, war noch keine zwei Schritte gegangen, als ich den schrillen Schrei meiner Sekretärin hörte...

Wie ein Kreisel drehte ich mich auf der Stelle und hatte Glück, daß die etwas schwerfällig wirkende Haustür noch nicht ins Schloß gefallen war. Mit einem wahren Panthersatz erreichte ich sie, wuchtete meine Schulter dagegen und stemmte sie herum.

Mit ihr zusammen fiel ich in den etwas düsteren Hausflur, wo Glenda, wie zur Salzsäule erstarrt, stand, die Augen weit geöffnet hatte und zitterte.

Erst als ich sie schüttelte, kam sie zu sich und starrte mich an.

»Was war los, Glenda?«

»Hier stand jemand!«

»Wo genau?«

Sie deutete auf eine Stelle schräg vor sich. »Auf dieser Stelle.«

»Und wer?«

»Ich... ich habe ihn nicht genau gesehen. Eine Gestalt, nebelhaft und wie von einem dichten Spinnennetz umgeben. Sie war düster, eingehüllt in einen langen Mantel, und auf dem Kopf trug sie eine Kapuze, verstehst du das?«

»Nein, doch. Wo ist sie denn jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Sie war da und löste sich dann auf.«

»Hat sie etwas gesagt?«

Glenda schüttelte den Kopf. »Ich habe nichts gehört, John, wirklich nicht.«

Mit zwei Fingern strich ich Furchen in meine Wange. »Nun ja, vielleicht haben dir deine Nerven einen Streich gespielt.«

»Ja, das kann sein.«

»Ich werde dich trotzdem nach oben bringen.«

Diesmal hatte Glenda nichts dagegen. Der Schrei schien im Haus selbst nicht gehört worden zu sein. Jedenfalls zeigte sich keiner, der darauf reagiert hätte.

Glenda gab mir den Schlüssel. Ich schloß die Wohnung auf und bedeutete der dunkelhaarigen Frau, erst einmal zu warten. Mit gezogener Waffe betrat ich den Flur.

Er war leer.

Hinter mir strömte Glenda wieder den Modergeruch ab. Er kam wie eine Wolke, ich preßte die Lippen zusammen und hätte mir am liebsten auch die Nase zugehalten.

Rasch schaute ich in die einzelnen Räume, in denen ich nichts Verdächtiges fand.

»Du kannst kommen, Glenda. Hier ist niemand.«

Sie selbst ging zögernd, als würde sie ihre eigene Wohnung zum ersten Mal betreten.

Erst im Wohnraum atmete sie auf. Ein etwas verloren wirkendes Lächeln lag auf ihrem Gesicht. »Vielleicht habe ich mich auch getäuscht, John. Vielleicht...«

»Bestimmt.« Ich ließ die Beretta wieder verschwinden.

Glenda ging einen Schritt zurück, weil sie merkte, daß der Geruch noch intensiver geworden war. »Willst du nicht gehen, John?« Glenda hatte die Frage so gestellt, als wollte sie genau das Gegenteil von dem erreichen.

»Ich bleibe zunächst einmal.«

»Aber der Job...«

»Keine Sorge, ich rufe Suko an.«

»Kann ich denn ein Bad nehmen...?«

»Sicher.«

Das Telefon stand in der Nähe. Kaum hatte ich die Nummer eingetippt, als sich Suko schon meldete.

»Ich bin bei Glenda und werde auch noch hier bleiben. Wie lange, kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls melde ich mich, wenn ich abfahre. Okay?«

»Sicher.«

»Gibt's bei dir etwas Neues?«

»Nein, Hartford hat sich noch nicht zurückgemeldet. Der weiß genau, weshalb er verschwunden ist.«

»Das glaube ich auch.«

Als ich auflegte, war Glenda schon verschwunden. Aus dem Bad hörte ich das Rauschen des Wassers, das in einem dicken Strahl in die Wanne lief. Glenda kam noch mal zurück. »Wie ist es?« fragte sie. »Hat Suko mehr über Hartford sagen können?«

»Nein, er ist noch nicht da.« Ich schluckte, weil wiedereine Moderwolke durch den Raum trieb.

Glenda merkte dies und zog sich zurück. »Es wird nicht sehr lange dauern, John.«

»Laß dirruhig Zeit.« Im Gegensatz zu Glenda Perkins war ich nicht davon überzeugt, daß sie den Modergeruch durch kräftiges Baden vertreiben konnte. Dieser Geruch lag nicht auf ihrer Haut, er kam mehr von innen.

Sie und Sir James standen unter der Kontrolle eines Mannes, den ich mittlerweile nicht mehr als einen normalen Menschen ansehen konnte. Basil Hartford war jemand anderer. Ich bezeichnete ihn mittlerweile als magisches Kuckucksei, das uns irgend jemand ins Nest gelegt hatte. Der Moderhauch schwebte auch weiterhin im Wohnraum. Ich setzte mich und zündete mir eine Zigarette an. Der Rauch kämpfte nur unvollkommen gegen den Gestank an.

Im Bad rauschte noch immer das Wasser. Von der Straße hörte ich

ebenfalls kaum Geräusche. Auch im Haus war es ruhig. Es herrschte eine Atmosphäre der Entspannung, die auch mich nicht ausließ und mich irgendwie müde machte.

Ich streckte die Beine aus. Die Zigarette qualmte zwischen meinen Fingerspitzen. Mein Blick war ins Leere gerichtet, und es fiel mir schwer, meine Gedanken zu konzentrieren.

Sie drehten sich um einen bestimmten Punkt, den ich allerdings nicht erfassen konnte.

Basil Hartford — okay, das war noch hinzunehmen. Aber was hatte dieser Mensch vor? Wer hatte ihn geschickt? Woher kam er? Ich dachte nicht an seine normale Vergangenheit. Für mich stand fest, daß er auch eine magische besaß.

Der Dunkle Gral, der Kelch des Feuers, hatte mich nicht umsonst gewarnt. Wenn ich jetzt noch Basil Hartford in das Mosaik einfügte, hätte eigentlich ein passendes Bild herauskommen müssen. Es kam nicht.

Etwas störte mich. Vielleicht weil Hartford sich wie ein Mensch gab und weil seine Familie eine gewisse Tradition aufwies. Ich mußte mich einfach mehr mit der Vergangenheit dieser Familie beschäftigen. Möglicherweise fand ich da eine Spur. Damit konnte Suko schon beginnen. Noch einmal rief ich ihn an. Er war gespannt, als er sich meldete, das hörte ich genau.

»Es gibt noch nichts Neues, Suko, aber ich habe eine Idee, um deren Ausführung du dich kümmern könntest.«

»Raus damit.«

Er bekam von mir die Vermutungen geliefert und versprach, alles über die Hartfords herauszukriegen, was zu schaffen war. »Ist sonst noch etwas, John?«

»Bisher nicht. Wir hören wieder voneinander.« Ich legte auf — und vernahm den Ruf.

»Jooooohhhnnn...!«

Glenda Perkins hatte aus dem Bad schrill und gellend geschrien. Selbst die geschlossenen Türen hatten den Schrei kaum dämpfen können. Ich jagte vom Sessel hoch, hatte mit einem gewaltigen Sprung die Tür erreicht, riß sie auf und wandte mich nach rechts, um das Bad zu erreichen. Glenda hatte die Tür nicht ganz geschlossen. Spaltbreit stand sie offen. Ich riß sie ganz auf, schaute in das Bad, sah Glenda, nahm sie aber kaum wahr, denn um sie herum standen, wie festgewachsen, furchtbare Gestalten. Vermoderte Wesen, eingehüllt in lange Gewänder und umgeben vom Wirrwarr feiner Netze.

Geister, Dämonen, lebende Tote — sie konnten alles sein. Auch die Verdammten der Totengruft!

»Sie, Mr. Hartford?«

Sir James hatte Mühe, seine Überraschung nicht zu zeigen. Er blieb auch in dieser Minute gelassen.

»Ja, ich.«

»Und was treibt Sie her? Was wollen Sie bei mir? Wie sind Sie in die Wohnung gekommen?«

»Das ist doch unwichtig.«

»Für mich nicht.«

»Es geht um Sie, Sir James, das stimmt.« Hartford lächelte mokant.

»Wollen Sie sich nicht setzen? Ich finde, da plaudert es sich besser.«

»Und wenn ich nicht mit Ihnen reden möchte?«

»Bleibt Ihnen eine andere Wahl?«

Sir James war kein Mensch, der auf die körperliche Gewalt setzte. Er wußte genau, daß er einem Basil Hartford unterlegen war. Deshalb kam er dessen >Wunsch< nach, holte sich einen zweiten Stuhl heran und nahm Hartford gegenüber Platz.

»Ja, das ist schon besser«, lächelte dieser. »Fühlen Sie sich wohl,

Sir James?«

»Könnte ich das?«

Hartford beugte sich vor. »Nein, das glaube ich nicht. Sie wird wahrscheinlich der Geruch stören, den Sie an sich haben.«

»Stimmt genau.«

»Es ist gewissermaßen mein Entree gewesen. Schließlich bin ich nicht ohne Grund zu Ihnen gekommen.«

»Und was haben Sie wirklich vor?«

»Ich werde Sie mitnehmen. Vielmehr warten meine Freunde bereits auf Sie.«

»Freunde? Haben Sie die?«

»Ja, die sind schon uralt, und sie freuen sich immer, wenn sie Besuch bekommen.«

»Sagen Sie schon...«

»Die Verdammten oder Verfluchten der Totengruft, Sir James. Das sind meine Freunde.« Hartfords Augen blitzten plötzlich. »Jetzt wissen Sie Bescheid. Die Verfluchten der Totengruft warten auf Sie. Und ich werde Sie dorthin bringen.«

»Weshalb mich?«

»Nicht nur Sie allein, auch die kleine Glenda Perkins. Sie war so nett, sich von mir zum Essen einladen zu lassen. Leider wußte sie nicht, mit wem sie aß.«

»Wer sind Sie?«

»Das werde ich Ihnen später sagen.«

»Haben Sie mit dem Dunklen Gral zu tun, Hartford?«

In den Augen des Mannes leuchtete plötzlich Mißtrauen. »Wie kommen Sie darauf?«

»Es war nur eine Frage.«

»Vielleicht«, erwiderte Hartford. »Vielleicht weiß ich tatsächlich etwas über den Gral.«

»Auch über die Templer?«

Sein Lächeln wurde breit. »Sie sind nicht dumm, Sir James. Sie befinden sich bereits auf dem richtigen Weg. Ja, ich kenne die Templer. Nur ist das für Sie nicht wichtig. Die Verfluchten der Totengruft sind es. Nur sie zählen. Und diese, meine Freunde, werden Sie gleich holen, Sir James. Ich wußte, daß Sie Ihr Büro verlassen würden. Wer will schon mit einem derartigen Geruch auf seiner Arbeitsstelle bleiben?« Er lachte laut. »Deshalb habe ich auf Sie gewartet.«

»Was ist mit Miß Perkins?«

»Auch sie hat es erwischt. Sie ist ebenfalls für die Gruft vorgesehen worden.«

Sir James verengte die Augen. »Sind Sie ein Mensch oder ein Dämon, Hartford?«

»Raten Sie mal!«

Sir James wußte keine Antwort. Er spürte genau, daß ihm etwas entgegenwehte. Eine widerliche Wolke, die wesentlich intensiver roch als der Geruch, den er ausströmte.

»Sie können kein Mensch sein, Hartford. Nein, das glaube ich einfach nicht. Sie besitzen nur ein menschliches Aussehen, aber Sie haben keine Seele.«

»Wie Sie meinen, Sir James. Nur ist das unwichtig für Sie. Was zählt, ist die Totengruft und deren Inhalt.« Hartford hatte bisher ziemlich tonlos gesprochen. Jetzt aber beugte er sich vor, und seine Stimme bekam einen zischenden Klang. »Man hat uns damals in die Totengruft eingesperrt, weil man dachte, uns für alle Zeiten los zu sein. Ein Irrtum, Sir James, wir sind noch da, und wir werden das Land mit Angst und Terror überziehen. Wir, die Verfluchten der Totengruft. Diejenigen, die verdammt und begraben worden sind, kehren zurück. Die Nächte der Toten sind angebrochen. Ein Hauch von Moder wird uns begleiten und den Menschen klarmachen, was auf sie zukommt.« Während des Sprechens veränderte sich sein

Gesicht. Die Haut wurde bleicher, sie kam Sir James auch dünner vor, und dahinter zeichneten sich die Knochen ab. Nur seine Pupillen blieben. Ihre Farbe nahm an Intensität zu, bis sie in einem kalten, strahlenden Grün leuchteten.

Wächsern wirkte das Gesicht, die Ausstrahlung des Bösen traf den Superintendenten, der allmählich anfang zu schwitzen. Er schaute zu, wie Basil Hartford die Arme ausbreitete und mit den Handflächen auf Sir James zeigte.

»Da, sehen Sie!«

Er sah nichts, nur den Nebel, der urplötzlich in seinem Arbeitszimmer entstand.

Vier Säulen waren es, die ihn einkreisten. Sie standen nicht still, dafür drehten sie sich in ihrem Innern, und allmählich nur schälten sich Gestalten hervor.

Furchtbare Wesen, halb Mensch, halb Skelett. Bedeckt mit teilweise schwarzen Hautfetzen und Augen, die aus den Höhlen gequollen waren. Die Verdammtten der Totengruft!

»Da ist er!« rief Basil Hartford und deutete auf Sir James, dem eine Flucht nicht mehr gelang.

Er stemmte sich noch aus seinem Sessel, danach war es vorbei. Die Wesen fielen über ihn her, sie packten ihn. Er spürte ihre Knochenfinger überall an seinem Körper.

Brutal rissen sie ihn hoch und tauchten mit ihm ein in die Nebel wölken. Zurück blieb Basil Hartford und lachte. Dabei schaute er zu, wie sich das Opfer gemeinsam mit den Verfluchten der Totengruft auflöste. Er nickte und verließ den Raum, als wäre nichts gewesen.

Zurück blieb — ein Hauch von Moder...

Ich wußte nicht, woher diese Gestalten so plötzlich gekommen waren. Mir war nur bewußt, daß sie sich auf Glenda spezialisiert hatten und sie entführen wollten.

Sie war noch nicht entkleidet. In der Wanne schäumte das Wasser.

Darüber trieb ein feiner Dunst, der stark parfümiert roch. Das waren Einzelheiten, die ich am Ende wahrnahm, als ich mit einem gewaltigen Sprung in das Bad stürmte und mich der ersten Gestalt entgegenwarf. Ich bekam sie zu packen, ich wollte sie aus dem Weg schleudern, aber die kalten Totenhände griffen auch bei mir zu. Wie Krallen schlugen sie in meinen Rücken. Mit einer Hand versuchte ich, sie wegzudrücken. Mit der anderen Hand tastete ich nach dem Silberdolch, bekam den Griff auch zwischen die Finger und riß die Waffe hervor. Bevor ich zustach, hörte ich Glenda schreien. Dann wuchtete ich die Rechte nach vorn, der Dolch traf, die Krallen lösten sich von meinem Rücken, ich schleuderte den Körper zur Seite und mußte erkennen, daß ich nicht schnell genug gewesen war.

Den anderen Wesen war es gelungen, Glenda zu packen. Und mit ihr zu verschwinden.

Ich sah noch ihre Gestalt wie durch einen dünnen Nebel. Sie klemmte fest, hatte keine Chance, sich zu befreien, und ich erkannte auch das Entsetzen auf ihrem Gesicht.

Dann war sie verschwunden.

Entführt von Wesen, die existent waren, sich aber gleichzeitig auflösen konnten.

Zurück blieb ich - und eine Gestalt, die von der Klinge meines geweihten Dolchs getroffen worden war.

Sie stand nicht mehr auf den Beinen, war zusammengesunken, hockte jetzt vor der Badewanne auf dem Boden und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Vorhin hatte ich in ein entstelltes und geschwärztes Gesicht geschaut. Das war nicht mehr der Fall.

Dieses Wesen veränderte sich. Die Schwärze verschwand, es wurde grau und schließlich weiß. Das Gesicht und der ganze Körper bekamen eine bleiche Farbe und zerrieselten vor meinen Augen. Es blieb der weiße Staub zurück, bedeckt von einem Netz aus dünnen Spinnweben. Das war alles.

Der Hauch von Moder war noch vorhanden. Er würde auch so schnell nicht verschwinden. Ich verließ das Bad mit zitternden Beinen und dachte an Glenda, die es auf so teuflische Art und Weise erwischt hatte. Sie war schon vorbereitet gewesen, die anderen hatten nur mehr zuzugreifen brauchen. Wo sie sich befand, darüber konnte ich nur mehr spekulieren. Möglicherweise irgendwo in einer anderen Dimension. Sie hatte eine Reise durch Raum und Zeit hinter sich. Vielleicht befand sie sich schon in der Totengruft, aus der auch die unheimlichen Gestalten gekommen sein mußten.

Glenda hatte es nicht geschafft. Was aber war mit Sir James?

Auch um ihn hatte ich Angst, wählte die Nummer seiner Wohnung und bekam keine Verbindung. Niemand hob ab.

Ich holte tief Luft, rief Suko an, aber auch da klappte die Verbindung nicht. Mir kam es vor, als wollte mich jemand bewußt von allem isolieren. Stand ich tatsächlich allein gegen diesen mächtigen Gegner? Ich drückte mich aus dem Sessel und verließ die Wohnung. Hier konnte ich nichts mehr ausrichten.

Hartford war die entscheidende Person. Ihn galt es zu finden. Ich lief durch das Treppenhaus, begegnete einem älteren Mann, der mich scharf musterte, und grüßte knapp.

Draußen empfing mich der kühler gewordene Tag. Die Sonne versteckte sich hinter feinen Nebelwolken. Sie besaß längst nicht mehr die Kraft der Sommermonate.

Ich ging mit schleppenden Schritten zu meinem Wagen. Es war bei mir zu einer Angewohnheit geworden, vor dem Einsteigen noch einen schnellen Blick in die Runde zu werfen.

Das tat ich auch jetzt.

Mein Blick glitt über das Dach hinweg zur anderen Straßenseite. Dort stand jemand!

Schwarze Hose, ein modern geschnittenes Jackett. Streifenhemd und Seidenkrawatte. Schwarzes Haar, ein etwas bleiches Gesicht

und ein wissendes Lächeln auf den Lippen.

Basil Hartford!

Mich hielt nichts mehr. Daß ich nicht über die Motorhaube sprang, war schon ein kleines Wunder. Ich rannte, ohne mich umzuschauen, über die Fahrbahn, hörte ein schrilles Hupsignal und wich dem Wagen mit einem Sprung aus.

Nach diesem Hindernisrennen erreichte ich mein Ziel zwar gesund und munter, Basil Hartford war jedoch verschwunden!

Es gab ihn einfach nicht mehr. Er mußte sich buchstäblich in Luft aufgelöst haben. Daß so etwas möglich war, hatte ich bei seinen makabren Helfershelfern erlebt.

Dieser Mann wurde für mich allmählich zu einem gefährlichen Alptraum. Er war immer einen Schritt schneller als ich und mir stets einen voraus. Mein Blick durchstreifte noch einmal die unmittelbare Umgebung, ohne etwas Verdächtiges entdecken zu können.

Klar, Typen wie Hartford hinterließen keine Spuren, die auf die Person selbst hindeuteten. Wenn man von ihnen ein Erbe fand, bestand es aus Tränen, Leid und Tod.

Diesmal überquerte ich die Fahrbahn normal und setzte mich, in den Rover. Zwei gegenüberliegende Fenster ließ ich offen, weil ich den Geruch aus dem Wagen haben wollte.

Dabei telefonierte ich.

Diesmal erreichte ich Suko, dem ich davon berichtete, daß ich Glenda nicht hatte helfen können.

»Verdammt!« flüsterte er »Was kann dieser Hartford mit ihr vorhaben?«

»Ich weiß es nicht, gehe allerdings davon aus, daß es auch Sir James erwischt hat.«

»Wieso?«

»Er meldete sich nicht.«

»Gut, ich erkundige mich bei seinem Fahrer.«

»Wie ist es bei dir gelaufen, Suko?«

Der Inspektor lachte. »Ich habe mich sehr bemüht und einiges herausfinden können. Die Hartfords hatten eine sehr wechselvolle Geschichte. Es ist eine interessante Familie.«

»Gut«, sagte ich, »davon später.«

»Kommst du sofort zurück?«

»So rasch wie möglich.« Ich hängte ein. Trotz der offenen Fenster und der Kühle des Herbsttages schwitzte ich. Es war die Angst, die mich so reagieren ließ...

»Also, John. Der Fahrer, Mr. Field, hat Sir James bis an die Haustür gebracht.« Mit dieser Nachricht empfing mich Suko, als ich unser gemeinsames Büro betrat.

»Zu Hause ist er jedenfalls nicht!«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich noch vorbeigefahren bin. Die Wohnung ist leer. Bis auf diesen verdammten Hauch.«

Suko nickte betrübt. »Wie geht es jetzt weiter? Sollen wir Bescheid geben, daß Sir James nicht erreichbar ist?«

»Nein. So dringend wird er wohl nicht gebraucht werden. Für uns ist es wichtig, Glenda, ihn und diesen Hartford zu finden. Er steht nicht allein. Wie aus dem Nichts tauchten seine Helfer auf. Zombies, lebende Tote, gespenstische Wesen, halb verfault, eine furchtbare Horde.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber irgendwo müssen sie herkommen, Suko. Sie müssen eine Vergangenheit gehabt haben, eine Geschichte. Oder bist du anderer Meinung?«

»Nein, das nicht.«

»Dann werden wir nachforschen. Wo sind die Unterlagen?«

Suko öffnete eine Schublade und holte beschriebene Bögen hervor. Sie enthielten seine Notizen, die er per Telefon und Computer erfragt hatte.

»Interessiert dich auch die Familie Hartford in der Gegenwart?«

»Nur am Rande.«

»Ich geb' dir trotzdem einige Infos.« Suko setzte sich, auch ich nahm Platz.

So erfuhr ich, daß die Hartfords eine mächtige Familie waren und von der großen Tradition lebten, die bis zurück ins frühe Mittelalter ging. Dort hatte es den Namen bereits gegeben.

»Woher stammen sie?«

»Eigentlich aus zwei Ländern. Einmal aus Frankreich und aus unserem Land. Das heißt, nicht direkt. Sie waren Schotten und standen damals Maria Stuart sehr nahe.« Ich schnickte mit den Fingern. Eigentlich war ich selbst Schotte, weil meine Eltern von dort stammten. »Von den Hartfords habe ich schon gehört.«

»Den schottischen?«

»Klar. Sie gehörten zu den mächtigen Familien in diesem Land. Aber ich weiß nicht, was sie getan haben.«

»Das kann ich dir sagen, John. Sie standen eben auf der falschen Seite. Da sie zu Maria Stuart hielten, wurde der Clan von königstreuen Truppen bekämpft.«

»Auch vernichtet?«

»Dieser Zweig der Hartfords wurde ausgelöscht.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Mehr habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Nicht einmal Gerüchte. Es ist so, als hätte es die Seite der Familie nicht gegeben.«

»Wo hat der Clan denn in Schottland gelebt?«

»Ziemlich einsam. Westlich von Inverness.«

»Sie müssen ein Schloß besessen haben.«

»Sicherlich.«

»Stellt sich die Frage, ob dieses Schloß heute noch existiert und ob sich in dessen Nähe, falls es vorhanden ist, auch die Totengruft

befindet.«

Suko lächelte knapp. »Wenn ich dich so höre, hast du vor, der alten Stätte einen Besuch zu machen?«

»So ist es.«

»Glaubst du, daß du dort die Lösung findest?«

»Zumindest die Totengruft. In dieser Familie muß es ein Geheimnis geben, ein dämonisches Mirakel meinerwegen, von dem wir bisher nichts gewußt haben.«

»Vielleicht sollten wir uns persönlich mit einem anderen Hartford darüber unterhalten.«

Sukos Vorschlag war nicht unübel, ich lehnte ihn trotzdem ab. »Suko, ich kann mir nicht vorstellen, daß man uns die Auskünfte gibt, die wir erwarten. Die Hartfords haben diesen Teil ihrer Familientradition verdrängt. Sie werden uns nichts sagen, weil sie nicht daran erinnert werden wollen. Begreifst du das?«

»Ja, aber über Basil werden sie uns doch etwas sagen können.« Mein Freund ließ nicht locker.

Ich gab nach. »Gut, wir versuchen es.«

»Und welchen Hartford willst du dir vornehmen?« Mein Freund deutete auf seine Unterlagen. »Du hast die freie Auswahl. Das sind Politiker, Adelige, Wissenschaftler...«

»Nimm den höchsten.«

»Er heißt Morton F. Hartford, ist über achtzig Jahre alt und lebt auf seinem Besitz nördlich von London.«

»Den sehen wir uns an.«

»Einverstanden.«

Die Gärtner hatten verdammt viel zu tun, um die Menge Laub aufzufegen, die sich auf dem gewaltigen Besitz der Hartfords im Herbst verteilte. Manche Stadt war nicht so groß wie das Grundstück der Familie Hartford, das wir durchrollten und dabei

von über den Rasen kriechenden leichten Dunstschwaden begleitet wurden. Die Luft war kühler geworden, deshalb konnte sich der erste Nebel bilden.

Eine typisch englische Parklandschaft hatte uns aufgenommen. Links von uns galoppierten zwei Reiter über den Rasen, bevor sie im Schatten eines Waldes verschwanden.

Die Ruhe lag wie ein gewaltiges Tuch über dem Land der Familie, und sie bedeckte auch das gewaltige Haus, das schon mehr einem herrschaftlichen Schloß glich.

Wir waren beide beeindruckt. Suko nickte. »Ja«, sagte er, »das ist es.«

»Möchtest du so wohnen?«

»Für eine Woche.«

»Eben. Länger auch nicht.«

Das Anwesen badete in einer Ruhe, die auf mich schon störend wirkte. Alles wirkte perfekt.

Selbst große Saatkrähen flogen lautlos durch die Luft, ohne ihr Krächzen erklingen zu lassen.

Wie es sich gehörte, führten zwei Auffahrten vor den mächtigen Eingang des Gebäudes, wo auf den Stufen der Treppe liegende Blätter den allgemeinen Eindruck störten. Bestimmt würde bald ein Gärtner erscheinen und sie wegpicken.

Bisher waren wir über Asphalt gerollt. Vor dem Haus wechselte der Belag. Die Reifen des Rover mahlten über sehr feinen, hellen Kies. Ich bremste behutsam, damit nichts wegspritzte.

Ob unsere Ankunft bereits bemerkt worden war, konnten wir nicht sehen. Jedenfalls erschien niemand, um uns in Empfang zu nehmen. Wir stiegen das Treppenportal hoch, brauchten aber nicht zu klingeln, denn die Tür vor uns öffnete sich.

Ein Butler stand da.

Und wie der aussah. Ich hatte Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken.

So steif, als wäre er aus der Gefriermaschine gekommen. Seine Augenbrauen saßen verschieden hoch. Wahrscheinlich hatte er sie zu oft bewegt. Er trug die gestreifte Kleidung der alten Diener und fragte nach unseren Namen.

»John Sinclair und Inspektor Suko. Wir sind bei Mr. Hartford angemeldet.«

Er nickte und gab dann eine gnädige Antwort. »Mr. Hartford erwartet Sie, Gentlemen. Sie haben sich um drei Minuten verspätet.«

»Wie nett«, grinste ich.

»Sie meinen?«

»Gehen Sie mal zum Auftauen, Mister.«

Erschreckt gab der vornehme Diener die Tür frei. Wir betraten eine Halle, deren Einrichtung uns den Atem verschlug.

Kostbare Möbel, alte Uhren, wertvolle Bilder in Blattgoldrahmen, ein sehr teurer Parkettboden, darauf die dünnen, chinesischen Seidenteppiche, das war schon was. Aber nichts für uns Normalverbraucher.

»Ich darf vorgehen, Gentlemen?« fragte der Butler.

»Sie dürfen.«

Er schwebte voran. Wir betraten einen breiten und sehr langen Flur, in dem die Stille einer Gruft herrschte. Die Türen bestanden jeweils aus zwei Hälften. Hier gab es keine Zimmer, nur Säle. Auf Morton F. Hartford war ich wirklich gespannt.

Vor einer dieser Türen, etwa in der Mitte des Ganges, blieb der Butler stehen. Dezent klopfte er an. Dreimal, wie es sich gehörte. Danach hörten wir einen Pfiff.

Der Butler nickte. »Mr. Hartford erwartet Sie.«

Suko und ich schauten uns an. Dieser Morton F. Hartford mußte wirklich zu den ungewöhnlichen Typen gehören, wenn er seine Zustimmung durch einen Pfiff bekanntgab.

Wir hatten mit allem gerechnet, waren so ziemlich auf alles

vorbereitet gewesen, nur was wir tatsächlich sahen, das verschlug uns den Atem. Natürlich betraten wir wieder einen saalartigen Raum mit hohen, großen Fenstern. Möbel standen nur wenige darin. Es wäre auch kein Platz gewesen. Der größte Teil des Raumes wurde von einer gewaltigen elektrischen Eisenbahn eingenommen. Hinter der breiten Steuerzentrale saß Morton F. Hartford. Ein Computer half ihm, die vielen Züge gleichzeitig auf die Reise zu schicken.

Er hatte einen Heidenspaß, begrüßte uns mit dem Hochheben eines Arms und wieder durch einen Pfiff, denn die Signalpfeife steckte zwischen seinen Lippen.

Der Mann gefiel mir.

Er konnte auch reden, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen.

»Kommen Sie näher, schauen Sie zu. Ich habe mir gestern noch den alten TEE gekauft. Der fährt ja nicht mehr. Aber bei mir ist er noch auf der Strecke. Durch Täler, über Höhen, durch Tunnels und Brücken hinweg. Es ist herrlich, so ein Hobby haben zu dürfen.« Er war total begeistert.

Das älteste Mitglied aus dem Hartford-Clan machte keineswegs einen vergreisten Eindruck. Auch wenn das Haar schlohweiß auf seinem Kopf wuchs, das Gesicht von Falten und Altersflecken gezeichnet war, in seinen Augen leuchtete die Frische der Jugend. Wir mußten uns noch gedulden. Vier Züge liefen noch verschiedene Bahnhöfe an. Erst dann stellte der alte Mann die Anlage ab.

»So«, sagte er und stand auf. »Wir wollen uns setzen.« Er ging auf eine Sitzgruppe zu, die in der rechten Seite des hallenartigen Raumes verteilt stand.

Es waren Sessel aus der Rokoko-Zeit. Sie sahen zierlich aus, aber sie waren stabil.

Er stellte sich vor, auch wir nannten unsere Namen, dann pfiff er wieder, und der Butler erschien.

»Bringen Sie uns mal was zu trinken, Lionel.«

»Sehr wohl, Sir.«

Hartford rieb seine Hände. »Trinken Sie gern Whisky?«

»Schon«, gab ich zu. »Aber wir sind mit dem Wagen...«

»Ach, einen können Sie vertragen. Es ist nämlich ein besonderer Whisky. Verstehen Sie?«

»Noch nicht.«

»Ich braue ihn selbst.«

»Da können wir nicht nein sagen, Sir.«

»Sehr richtig.« Er deutete auf die gewaltige Bahn. »Wie gefällt Ihnen mein Spielzeug?«

»Es ist einmalig«, sagte Suko. »So etwas habe ich noch nie gesehen. Ehrlich nicht.«

»Das glaube ich Ihnen sogar. Sie ist auch außergewöhnlich. Leider habe ich nicht die größte Bahn.« Seine Miene betrübt sich. »In den Staaten, in Detroit, lebt jemand, der besitzt eine noch größere Eisenbahn. Das wurmt mich.«

»In Europa sind Sie Spitze?«

»Richtig, junger Mann, richtig. Da stehe ich an erster Stelle.« Er krauste die Stirn. »Wo bleibt denn dieser verdammte Lionel? Er weiß doch, daß ich um diese Zeit meine Medizin haben muß.« Hartford wollte wieder pfeifen, er konnte es sich sparen. Der Diener erschien bereits. Die Karaffe und drei Gläser standen auf einem kostbaren Tablett. Wie ein König schritt Lionel durch den Raum und schaffte es sogar, Hindernissen auszuweichen, ohne hinzuschauen.

»Wünschen Sie sonst noch etwas, Sir?«

»Ja, daß Sie jetzt verschwinden!«

»Sehr wohl, Sir. Ich eile!«

Er eilte tatsächlich. Es sah aus, als würde ein Pinguin weghüpfen. Der alte Mann ließ es sich nicht nehmen, uns selbst einzuschenken. Wir lauschten, als der Whisky in die Gläser gluckerte. Dann nahmen wir uns jeder ein Glas, prosteten uns zu und tranken.

»Na?« fragte Hartford, als er sein Glas absetzte und noch etwas nachschmatzte. »Wie schmeckt er Ihnen?«

»Ausgezeichnet.« Das meinte ich ehrlich. Selbst Suko, der nur selten Alkohol trank, konnte sich ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen.

»Ja, der ist gut.« Hartford freute sich. »Selbst gebraut nach eigenem Rezept. Ein Geheimrezept. Nicht mal mein Clan, die alten Geier, wissen darüber Bescheid. Sie hätten den guten Stoff sonst längst vermarktet.«

Er zwinkerte uns zu. »So kleine Geheimnisse muß man eben für sich behalten können.« Er schenkte sich wieder nach. »Deshalb aber sind Sie nicht gekommen - oder?«

»Nein!«

»Es geht doch auch nicht um mich?«

»Da haben Sie recht, Sir. Wir interessieren uns für ein anderes Mitglied Ihrer Familie.«

»Wie heißt der Unglückselige denn?«

»Basil Hartford!«

Ich hatte den Namen locker ausgesprochen und wunderte mich doch über die Reaktion des alten Mannes. Er hatte einen Schluck trinken wollen, doch seine Hand blieb auf halbem Weg zwischen Knie und Mund in der Luft stehen. »Sagten Sie Basil Hartford?«

»So ist es.« Ich lächelte.

»Wieso? Stimmt etwas nicht mit ihm?«

Der Alte lachte kräczend. »Das kann man wohl sagen. Basil Hartford ist nämlich sei gut drei Jahren tot...«

Suko und ich schauten uns an, während der alte Mann vor uns seinen zweiten Whisky schmatzte. Diesmal setzte er das Glas halbleer zurück.

»Hab' ich etwas Falsches gesagt?« erkundigte er sich mit

scheinheiliger Stimme.

»Nein, Sir, das haben Sie nicht«, gab ich leise zurück. »Wir wundern uns nur darüber, daß Basil Hartford tot ist.«

»Weshalb?«

»Weil wir nämlich heute noch mit ihm gesprochen haben. Das ist der Grund!«

Jetzt war Morton F. Hartford überrascht. Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. »Wir... wir sprechen doch vom gleichen Basil Hartford?«

»Das nehme ich an. Oder gibt es zwei in Ihrer Familie?«

»Nein, nicht mit dem Namen Basil.«

»Dann sind wir uns einig.«

»Der Basil, den ich meine, der ist tot!« erklärte der Alte felsenfest.

»Es gibt keinen anderen.«

»Wie sah denn Ihr Basil aus?« fragte Suko.

»Normal!« Die Stimme klang entrüstet. »Richtig normal, wie ein...«

»Mit grünen Augen?«

»Stimmt!«

»Unser Basil auch.« Suko gab eine detaillierte Beschreibung, und Morton F. Hartford verlor allmählich an Gesichtsfarbe. Er wurde selbst so bleich wie ein Toter.

»Das ist aber nicht möglich«, versuchte er es noch einmal.

»Sir, wir haben andere Erfahrungen gemacht. Basil Hartford kam zu uns, um zu hospitieren.« Ich sprach jetzt. »Er wollte lernen, weil ihn sein weiterer Berufsweg in die Verwaltung führte. Das alles hat er uns erklärt.«

Der älteste Hartford nickte. »Und weshalb sind Sie dann zu mir gekommen?«

»Weil Basil urplötzlich verschwand.«

»Ist das unnormale für einen unabhängigen Menschen?«

»Das nicht, aber die Art seines Verschwindens hat uns aufmerksam werden lassen. Hatte er zufällig auch ein Hobby wie Sie?«

»Ja — leider.« Der Alte starrte auf das Parkett. »Ein Hobby, das ich nicht mochte. Er rührte stark in den alten Familiengeschichten herum. Dinge, die Jahrhunderte zurücklagen, die wühlte er auf. So etwas gefiel mir ganz und gar nicht.«

»Welche Dinge?«

»Es gibt da schwarze Flecken auf den Westen der Hartfords. Wir hatten Ahnen, die überhaupt nicht mit der herrschenden Obrigkeit zurechtkamen, verstehen Sie?«

»Klar, das begreife ich.«

»Man hat sie aus der Familie ›gestrichen‹. Man... man schnitt diesen Teil des Stammbaums einfach ab. So ist es gewesen. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.« Er wischte mit dem Handrücken über die Stirn und reinigte sie vom Schweiß.

»Und Basil zeigte starkes Interesse an der Historie?«

»Ja, er war besessen.«

»Wie kam er um?«

Suko hatte gefragt und wurde auch angeschaut. »Unter sehr mysteriösen Umständen. Die Ursachen seines Todes sind an sich nie ganz geklärt worden. Jedenfalls starb er, und wir beerdigten ihn. Einige hielten es sogar für Selbstmord.«

»Wo wurde er begraben?«

»In der Familiengruft!«

»Hier in der Nähe?«

»Auf diesem Gelände.«

Suko und ich schauten uns an. Wir beide beschäftigten uns mit dem gleichen Gedanken. Ich sprach ihn aus. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, uns in die Gruft zu führen?«

Der alte Mann war ehrlich. »Ja«, sagte er. »Es würde mir etwas ausmachen. Die Gruft erinnert mich nämlich an Dinge, die mir auch

bald bevorstehen. Ich will Ihnen sagen, daß ich...«

»Es ist wichtig, Sir. Sehr wichtig. Und wahrscheinlich auch für Ihre Familie.«

Morton F. Hartford starrte uns an. Er schluckte einige Male. »Ich besitze eine gute Menschenkenntnis«, sagte er leise. »Deshalb habe ich Sie auch noch nicht rausgeworfen. Ich vertraue Ihnen. Zudem habe ich Erkundigungen über sie eingeholt, nach Ihrer Anmeldung. Also gut, ich werde tun, was Sie verlangen.« Er stand ruckartig auf. »Ist es weit?« fragte ich.

»Nein, man kann zu Fuß gehen. Braucht aber nicht.« Wieder piffte er schrill.

Lionel erschien. »Sir?« fragte er.

»Wir brauchen den Wagen, Lionel.«

»Welchen, Sir?«

»Den lautlosen.«

»Wird erledigt, Sir.«

Morton F. nickte uns zu. »Kommen Sie mit, meine Herren! Wir nehmen einen anderen Ausgang.«

Er führte uns durch das Schloß bis auf die Rückseite, wo wir schließlich vor einer relativ schmalen Tür stehenblieben. Sie klemmte etwas. Wütend zerrte der Alte sie auf. »Immer Ärger mit dem Bau!« nuschelte er und ließ uns vorgehen.

Lionel saß am Steuer eines Elektroautos, das auch von Golfern benutzt wurde, wenn sie weite Entfernungen zurückzulegen hatten. Der Platz war begrenzt. Wir mußten schon dicht zusammenrücken. Suko saß dabei quer. »Wohin, Sir?«

»Zur Familiengruft, Lionel.«

»Sehr wohl...« Er hüstelte. »Sir...«

Lionel war ein guter Fahrer. Er hielt sich auf den schmalen Wegen. Morton F. Hartford konnte nicht anders, als uns die Gegend zu erklären. Er sprach von den Wäldern, die zum Besitz der Hartfords

gehörten, von der Umweltverschmutzung, vom Preisverfall des Holzes und von anderen Dingen, die ihn belasteten.

Auch die beiden Reiter entdeckten wir. Sie winkten uns zu. Morton F. verzog sein Gesicht. »Das sind Enkelinnen von mir. Sie studieren.« Er lachte auf. »Dabei sind sie mehr zu Hause und lassen den lieben Gott einen guten Mann sein. Ich verstehe die heutige Jugend nicht. Zu meiner Zeit war es anders.«

Nach einer Fahrt von knapp zehn Minuten über den Grundbesitz der Hartfords gelangten wir an die Familiengruft. Ich hatte mit einem düsteren Bau gerechnet, wurde jedoch angenehm enttäuscht. Zwischen zwei Waldstücken erhob sich ein schneeweißer Kuppelbau wie eine gewaltige Sonne.

»Das ist sie!« sagte Hartford.

Lionel, der Butler, ließ das Fahrzeug ausrollen. Ohne nach links oder rechts zu schauen, fragte er: »Soll ich hier warten, Sir?«

»Ja, es dauert nicht lange.«

Davon war ich zwar nicht überzeugt, aber ich behielt es für mich. Hartford ging vor. »Die Gruft wird nie abgeschlossen«, erklärte er. »Wer stiehlt schon Tote?«

»Heute muß man mit allem rechnen«, erwiderte ich.

»Sie sind zu pessimistisch, junger Mann.«

»Auch realistisch.« Ich sah, daß der alte Mann Mühe hatte, die sehr schwere Tür aufzuziehen und unterstützte ihn dabei. »Danke, Mr. Sinclair, vielen Dank.«

Quietschend öffnete sich die Tür. Die respektvolle Stille des Todes wehte uns entgegen, vermischt mit der Kühle der Innenwände. Die Fenster lagen sehr hoch. Im Vergleich zum gesamten Bau waren sie auch nicht zu groß, so daß nur mehr dämmriges Licht in die Gruft hineinsickern konnte.

Es reichte aus, um die Grabstellen erkennen zu können. Die dunklen Särge standen nebeneinander und mehr im Hintergrund des kühlen

Raumes. Wir hatten die Tür nicht völlig geschlossen. Ein Lichtstreifen zeichnete sich im Innern ab.

»Hier liegen sie begraben«, sagte der alte Mann.

»Alle Hartfords?« fragte ich mit gedämpfter Stimme.

»Ja, die anderen Generationen liegen unter dem Stein.« Er deutete mit dem Daumen auf die Platte. »Sie lassen sich anheben, verstehen Sie? Darunter befindet sich eine sehr große Gruft, die...«

Ich hörte nicht mehr zu, weil mir etwas aufgefallen war. Auch Suko ging neben mir her, bis zu der Stelle, wo der von draußen hereindringende Lichtstrahl endete.

Er fiel auf einen der schwarzen, aus bestem Holz gefertigten Särge. Dieser hier war offen. Mit einer wahren Brachialgewalt war er aufgestemmt worden. Von innen!

Mir brauchte niemand etwas zu erklären. Ich wußte sofort, daß ich vor Basil Hartfords letzter Ruhestätte stand...

Erst nach einer Weile drehte ich mich um, weil hinter mir das Geräusch der Schritte verstummt war.

Morton F. Hartford stand unbeweglich und in einem schrägen Winkel zum Sarg. Das Gesicht sah aus wie eine marmorne Skulptur. Nichts bewegte sich darin.

Ich befürchtete, daß er jeden Augenblick zusammenbrechen konnte, ging hin und stützte ihn.

Er sprach tonlos. »Das ist sein Sarg gewesen«, sagte er. »Darin hat er gelegen.«

»Sie sprechen von Basil Hartford?«

»Ihn meine ich. Und jetzt ist er weg. Wer hat ihn aus dem Sarg geholt? Wer macht so etwas?« Hinter jedem gesprochenen Wort legte er eine kleine Pause ein, so daß die Frage etwas Roboterhaftes an sich hatte.

»Wer tut das denn?«

»Niemand hat es getan«, erwiderte ich leise.

Der alte Mann schrak zusammen. »Wie können Sie es wagen, mir ins Gesicht zu lügen? Wie können Sie es nur wagen?« Er ging mit staksigen Schritten vor und blieb dicht neben dem Sarg stehen, dessen Deckel in der Mitte zersplittert war.

»Basil Hartford hat sich ohne fremde Hilfe befreit«, erklärte ich.

»Ein Toter?« schnappte er.

»Nicht ganz...«

Er ließ mich nicht ausreden. »Ich war dabei, als er beerdigt wurde, Mr. Sinclair. Er war tot...«

»Und ist trotzdem aus eigener Kraft dem Sarg entstiegen. Ihr Verwandter Basil Hartford ist zu einem Zombie geworden. Zu einem Untoten, verstehen Sie? Zu einer lebenden Leiche, die aus eigener Kraft den Sarg verlassen konnte, weil er von der Hölle geführt worden ist. Das ist eine Tatsache, die Sie nicht übersehen dürfen.«

Morton F. Hartford hatte sich noch immer nicht damit abgefunden.

»Und diese Ungeheuerlichkeit können Sie auch beweisen?«

»Natürlich.«

»Wie?«

»Ganz einfach. Er kam zu uns. Er fing beim Yard an. Er hatte es geschafft, sich einzuschmuggeln. Er wird, so hat er versprochen, die Verfluchten der Totengruft auferstehen lassen. Um diese Verfluchten geht es uns, Mr. Hartford.«

Hartford atmete schwer. Er zuckte mit dem rechten Bein, als wollte er gegen den Sarg treten. »Was Sie mir gesagt haben, ist schwer zu fassen. Ja, es ist unfassbar. Auf der anderen Seite sind Sie keine Spinner, das weiß ich.«

»Und wir verfolgen die Spur der Familie Hartford. Wir gehen dem Zweig nach, den Sie abgesägt haben, Sir. Die Lösung ist allein in der Vergangenheit zu suchen. Sie können uns dabei helfen.«

»Es ist schwer für mich, das zu begreifen. Bin ich der einzige aus

der Familie, der informiert ist?»

»Ja.«

Suko trat dicht an den Sarg und untersuchte ihn. Er leuchtete in das Innere. Der Sarg war mit weißem Tuch ausgeschlagen worden. Wir sahen auch das Kissen, auf dem der Kopf des jetzt lebenden Toten gelegen hatte.

»Was genau interessiert Sie, Mr. Sinclair?»

»Das kann ich Ihnen sagen. Ich möchte von Ihnen wissen, wo die Hartfords gelebt haben, deren Existenz Sie vergessen haben.«

»In Schottland. Sie waren der katholische Zweig.«

»Nur katholisch?»

»Nun ja, man spricht auch über etwas anderes. Da ist ein gefährlicher Begriff gefallen. Templer. Aber das ist Legende, keine Tatsache, wie ich meine.«

Für mich war es das nicht. Auch Suko hatte das Wort Templer gehört und schaute hoch.

»Was wissen Sie über die damaligen Templer, Mr. Hartford?»

»Damit will ich nichts zu tun haben!«

»Auf welcher Seite standen die Templer?»

»Ich habe keine Ahnung. Sie waren schlecht. Sie...«

»Nicht alle Templer waren schlecht, Sir. Ich weiß, wovon ich rede. Es gab zwei Gruppen...«

»Das interessiert mich nicht. Ich habe mit diesem Zweig der Familie gebrochen.« Er hob den rechten Fuß an und trat sehr hart auf.

»Das war es, Mr. Sinclair.« Der alte Mann drehte sich um. Wir hielten ihn nicht zurück, als er sich dem Ausgang näherte.

»Sieht nicht gut aus«, sagte Suko und runzelte die Stirn. »Nein, überhaupt nicht.«

»Was denkst du?»

»Basil Hartford muß eine Lücke gefunden haben, die ihn mit den Templern in Verbindung brachte. Er starb und kehrte zurück. Die

Templer-Magie hat es geschafft, aus ihm einen Zombie zu machen. Wir werden in Schottland nachforschen müssen...«

»Basil!«

Es war kein Schrei, mehr ein krächzender Ruf, der uns erreichte. Der alte Hartford hatte ihn ausgestoßen.

Wie der Blitz machten wir kehrt und rannten nach draußen, wo wir zwei Hartfords sahen.

Morton F. und Basil!

Er stand nicht weit entfernt. Beide konnten sich in die Augen sehen, und Morton F. starrte in die blick- und leblosen Pupillen eines lebenden Toten, die jedoch die gleiche grüne Farbe besaßen wie damals zu den Lebzeiten des Mannes.

Noch einmal wiederholte der alte Mann seinen Ruf. Dann durchlief ein Zittern seine Gestalt. Er fiel einfach um, und es war Suko, der mit einem wahren Panthersatz zu ihm hinsprang und ihn auffing, bevor er zu Boden schlagen konnte.

Ich kümmerte mich um Basil, der sich umgedreht hatte und mir sogar zuwinkte. Dann verschwand er so schnell wie in Glendas Wohnung. Es gab ihn nicht mehr.

Ich war nur wenige Schritte gelaufen. Wie ein Denkmal starrte ich auf den leeren Fleck.

Hastige Schritte klangen auf. Lionel, der Butler, hetzte heran. Sein Gesicht sah aus, wie mit Kreide eingerieben. »Sir!« rief er. »Sir, was machen Sie nur?« Dabei schlug er die Hände über dem Kopf zusammen.

Sein Arbeitgeber lag auf dem Rücken. Der Kopf berührte Sukos Handflächen. Als Morton F. das Schreien des Butlers vernahm, bekam er es mit der Wut zu tun. »Stell dich nicht an wie ein Mädchen, du Hampelmann. So leicht wirft man mich nicht aus der Bahn. Ich bin noch nicht tot, verdammt!«

Schnaufend blieb der Butler stehen. Er wußte nicht, wohin er zuerst schauen sollte.

»Können Sie aufstehen?« fragte Suko.

»Wenn Sie mir helfen.«

»Mach' ich doch glatt.« Suko drückte den alten Mann in die Höhe, der, kaum daß er auf den Beinen stand, seinen Butler anfuhr. »Hol die Flasche aus dem Wagen!«

»Sehr... sehr wohl, Sir. Sofort.«

»Dieses Personal. Nichts als Ärger hat man damit.«

Obwohl die Lage ernst war, konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen. Ich freute mich darüber, daß den alten Mann so leicht nichts umwarf. Den Schock über den Anblick des Toten würde er sicherlich schnell überwunden haben.

»Was sagen Sie nun, Sir?«

Er nickte. »Sie haben recht, Mr. Sinclair. Das ist er gewesen. Ja, das war Basil. Ein Mann, der tot ist und trotzdem noch lebt. Wie nennt man sie noch?«

»Zombies«, sagte Suko.

»Ja, so ist es.« Er grinste schief. »Ich glaube, ich brauche zunächst mal einen Schluck.«

Den bekam er von Lionel. Der Butler hielt die Taschenflasche in der Rechten und in der Linken einen kleinen Silberbecher, in den er einen Schluck hineingieß.

»Mehr!« verlangte Morton F. »Gieß mehr ein. Voll bis zum Rand. Ich kann die Medizin jetzt gut gebrauchen.« Der alte Mann kippte den Alkohol wie Wasser.

»Sie auch?« fragte er danach.

»Nein, danke, es reicht.«

»Mir ebenfalls.« Er schaute uns an. »Wie ist es? Können wir jetzt wieder fahren?«

»Noch nicht, Sir.«

»Was ist denn noch?«

»Wir hätten gern einige Auskünfte von Ihnen.«

Er winkte mürrisch ab. »Ich mag keine Totengrüfte, ich liebe elektrische Eisenbahnen. Da will ich jetzt hin.« Sprach's, nickte und ließ uns stehen. Dennoch fuhren wir gemeinsam zurück. Auf der Fahrt erfüllte Morton F. Hartford sein Versprechen und berichtete von einem finsternen Schloß in Schottland, das vor langer Zeit den Hartfords gehört hatte.

»Steht es jetzt noch dort?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht, wir haben den Kontakt abgebrochen. Wenn Sie es genau wissen wollen, müssen Sie hinfahren.«

»Das werden wir auch, Sir«, erklärte ich und unterstrich meine Worte mit einem heftigen Nicken...

Schottland!

Ein Land mit Geschichte, mit einer gewissen Eigenständigkeit, obwohl zum United Kingdom gehörend.

Ein Land der Melancholie, der Berge, der Hügel und der Täler. Aber auch ein Land der Seen und der geheimnisvollen Geschichten, die sich über Jahrhunderte hinweg gehalten haben und auch heute noch erzählt werden.

Die Weite kann einen Menschen aufsaugen. Er sieht einen Himmel, der ihm fern wie nie erscheint, er kann aber auch in dichten Nebelfeldern versinken, die schweigend aus den tiefen Seen steigen und sich ausbreiten wie gewaltige Leichentücher. Suko und ich hatten den Rover genommen, dicht hinter der Grenze übernachtet und fuhren nun in Richtung Inverness, dem Ausgangspunkt für zahlreiche Loch-Ness-Expeditionen.

Von Morton F. Hartford hatten wir eine gute Beschreibung mit auf den Weg bekommen.

In Inverness hielten wir uns nur kurz auf. Eine kurze Rast nutzten wir für einen Kaffee.

Wir saßen nicht weit vom Wasser entfernt. Durch die großen Scheiben schauten wir den Möwen zu, die über die Oberfläche segelten und sich durch nichts stören ließen.

Ich hatte noch eine Karte ausgebreitet und mit dem Kugelschreiber den weiteren Weg eingezeichnet. Wir mußten in Richtung Westen fahren. In dieser Gegend, den berühmten Highlands, gibt es nur wenige offizielle Straßen. Wer hier Urlaub machte, der schlug sich auf schmalen Pfaden durch oder marschierte einfach quer durchs Gelände. Es war ein Gebiet für Individualisten.

»Alles klar?« fragte Suko.

»Ja, der Ort heißt Bury.«

»Liegt er direkt am Schloß?«

»Nein, aber in direkter Nähe. Ich hoffe, daß die Menschen dort uns einige Auskünfte geben können.«

Die junge Bedienung kam und erkundigte sich, ob wir noch etwas essen wollten. Sie bot einen Lammgulasch an, was uns aber zuviel war. Minuten später waren wir wieder unterwegs.

Die Straße führte die Bezeichnung 862 und umging Loch Ness in nördlicher Richtung. Sie war so lange gut zu befahren, bis sie auf die 831 traf. Von nun an wurde es schwieriger.

Die Gegend hatte sich verändert. Die Berge wuchsen wie Riesebuckel vor uns hoch. Wir sahen kaum Wald, dafür gewaltige Weideflächen, die oft genug bis an die Gipfel der hohen Hügel heranreichten. Der weite Himmel zeigte eine blaßgraue Farbe. Die Wolkenbänke wirkten wie mit Pinselstrichen gezeichnet.

Auch hier hatte sich das Wetter gehalten. Die Schäfer hatten ihre Herden noch nicht in die schützenden Ställe getrieben. Wir sahen ganze Armeen von Schafen.

Der Weg war sehr kurvig, aber noch asphaltiert, was sich leider änderte, denn er lief aus in eine graue Piste. Grau, steinig, mit Schlaglöchern bedeckt, durch die sich unser Rover quälte.

Das war die andere Seite des Landes. Einmal kam uns ein deutscher Wohnwagen entgegen. Es wurde sehr eng. Ich wich mit dem Rover auf den Berghang aus, um den anderen Wagen passieren zu lassen. Suko schaute mal wieder auf die Karte. »Bury«, murmelte er. »Das ist ein Ort, den kann man vergessen.«

»Wieso?«

»Ich habe nie von ihm gehört. Auf dieser Karte ist er nur ein kleiner Kreis.«

»Dafür finden wir dort das Schloß.«

»Auch Glenda und Sir James?«

Ich atmete scharf ein. »Drück mal beide Daumen, daß es klappt. Sonst sehe ich schwärzer als schwarz.«

Die Kurven verengten sich noch stärker. Wir rollten durch ein weites Tal, das teilweise von einem See ausgefüllt wurde. Von hier wiederum liefen schmale Bäche und enge Flüsse zu anderen Seen hin. So standen sie miteinander in Verbindung.

Zwei Planwagen sahen wir auch. Die Pferde zogen über die normalen Wiesen und Weiden. Menschen saßen auf den Böcken und winkten uns zu.

Alte Wegkreuze, mit graugrünem Moos überwachsen, moderten förmlich dahin. Sie waren oft uralt und standen schief. Manchmal wirkten sie wie erstarrte Arme.

»Halt mal an!« sagte Suko und deutete nach links. Ich stoppte neben dem uralten Wegweiser, der mich in seiner Form schon an den schiefen Turm von Pisa erinnerte. »Bury«, entzifferte Suko. »Wir sind auf dem richtigen Weg.«

Man hatte den Wegweiser nicht ohne Grund aufgestellt. Ein Pfad führte auch in die andere Richtung, tiefer in das Tal hinein, und näherte sich dem See mit seinem blaugrünen Wasser, dessen Oberfläche der Wind kräuselte.

Die Anzahl der Meilen war auf dem Wegweiser leider nicht

angegeben worden. Der Karte nach zu urteilen, schätzten wir, daß wir noch rund fünf davon zu fahren hatten.

Noch immer mußte ich langsam fahren. Manche Schlaglöcher waren so lang, daß sie schon an Rinnen erinnerten. Wir krochen förmlich aus dem Tal hoch, unser Sichtfeld weitete sich, und der Blick fiel hinein in ein wunderbares Land.

Es war einfach herrlich.

Die Berge, die grünen Matten, der Himmel, das dunkle Wasser der kleinen Seen und die Dächer der Häuser, die den Ort Bury bildeten. Ein Kirchturm überragte alle anderen Bauten. Auf seiner Spitze stand ein Wetterhahn aus Metall.

Ich hielt an.

»Was hast du?«

Die Antwort bekam Suko erst, als ich neben dem Wagen stand.

»Schau mal nach links, die Bergflanke entlang.«

Suko stellte sich neben mich, nickte und bekam große Augen. »Mein lieber Schwan, das ist sie.«

»Richtig!«

Es war keine stolze, mächtige Burg mehr, aber die Umrisse konnten wir noch gut erkennen. Hohe Mauern, Fragmente eines Turmes und darüber der weite Himmel, tier wie gespannt wirkte.

»Nicht schlecht«, sagte Suko. »Ich glaube, da führt sogar ein Weg hoch.«

»Kann sein.«

»Und der endet in Bury.«

Wir stiegen wieder ein. Bevor ich startete, warf ich noch einen letzten Blick nach links. Da sah ich sie.

Zuerst waren es nur mehr Nebelflecken, ich dachte mir auch nichts dabei. Dann erkannte ich, daß sich die Nebelflecken von der alten Burg wegbewegten.

Sie näherten sich dem Dorf.

Auch Suko war aufmerksam geworden. Er suchte nach einer Erklärung, die wir beide nicht hatten, bis ich leise sagte: »Das sieht aus, als wären es Reiter.«

»Meine ich auch.«

Sie waren bald verschwunden, als hätte sie der Wind aufgelöst.
»Waren das die Verdammten der Totengruft?«

Ich hob die Schultern. »Rechnen müssen wir damit. Vielleicht bekommen wir in Bury die entsprechenden Auskünfte.«

Ich hatte schon zahlreiche einsame Orte in Schottland kennengelernt, doch Bury gehörte zu den verschlafensten. Daß es dort überhaupt Autos gab, überraschte mich sehr. Wir sahen vier Wagen am Straßenrand stehen. Zwei davon alte LKWs. Zudem standen sie auf dem Gelände einer Reparaturwerkstatt. Ein Mann im blauen Overall, der einen Schraubenschlüssel in der Hand hielt, starrte uns nach, als wären wir Besucher von einem anderen Stern.

Wir rollten tiefer in den Ort.

Viel sahen wir nicht. Die Häuser stammten aus einer anderen Zeit. Sie waren sehr alt und hatten längst Patina angesetzt. Das einst graue Gestein war feucht geworden. Moos und Flechten hatten die Schichten gebildet, die sich auch auf dem Dach ausbreiteten. Über Bury schwebten dicke, schwarze Krähen. Ihre krächzenden Laute fielen als Schall in die Tiefe. Für manche Menschen waren diese Tiere Boten des Unheils — Toten vögel.

Teilweise war die Straße provisorisch gepflastert. Wir kamen uns während der langsamen Fahrt vor wie in einer Schaukel sitzend. Es gibt eine alte Regel, die wir immer einhielten, wenn wir in einen fremden Ort fuhren. Zunächst war der Marktplatz Anlaufstation und dann ein Gasthof.

Nach einem Marktplatz suchten wir vergebens. Einen Gasthof fanden wir allerdings. Davor ließen wir den Wagen ausrollen. Platz war genug vorhanden, das Gebäude stand nicht direkt an der Straße.

Als wir ausstiegen, fiel uns die Feuchtigkeit auf. Zuvor hatten wir sie nicht bemerkt. Jetzt legte sie sich wie ein dünner Schleier auf Kleidung und Haut.

Es gab auch Menschen hier. Natürlich hatten sie unsere Ankunft bemerkt. In respektvoller Entfernung waren sie stehengeblieben und beobachteten uns.

Männer, Frauen und Kinder. Zweckmäßig gekleidet, nicht der Mode unterworfen. Wer hier lebte, für den zählte die Natur und nicht die nebensächlichen Dinge eines Großstadtmenschen.

Vom Kirchturm bimmelte es dreimal.

Früher Nachmittag. Gerade die richtige Zeit für eine Ankunft, denn nur so konnten wir noch Informationen sammeln.

Das Gasthaus stand schief. Die langen Jahre hatten an ihm ihre Spuren hinterlassen. Zum Glück war die Tür nicht verschlossen. Ich stieß sie auf und mußte den Kopf einziehen, sonst hätte ich mir an einem zu niedrig angebrachten Balken noch die Stirn gestoßen. Der Raum war ebenso düster wie die Außenmauern. Es roch nach Whisky und auch nach Schafen.

Eine Theke gab es ebenfalls. Nur war hinter ihr niemand zu sehen. Dafür stand in ihrer Mitte ein großes, mit Bier gefülltes Holzfaß. Es wartete darauf, geleert zu werden.

Es kam leider niemand.

Ich klopfte zweimal mit der flachen Hand auf die Theke. Der Wirt erschien. Nicht aus der Küche, sondern von draußen. In der rechten Hand trug er einen Eimer, die linke umklammerte den Stiel eines Reisigbesens.

Er blieb stehen und schaute uns an. Das war ein Typ, der kleinen Kindern Furcht einflößen konnte. Wild sah er aus mit seinem pechschwarzen Vollbart und den ebenso dunklen Haaren. Er trug ein Hemd, eine Hose aus festem Cord und über dem Hemd eine ärmellose Lederweste.

Der Mann paßte in dieses Gasthaus, dessen Schänke ebenfalls die Düsternis ausfüllte. Es standen nur wenige Tische im Raum. Die Stühle waren hochgestellt worden. An einer Seite sahen wir eine Sitzbank an der Wand. Uns schien es, als würde der Laden erst noch geöffnet. Bis jetzt hatte der Wirt noch kein Wort von sich gegeben. Wir begrüßten ihn mit einem freundlichen Kopfnicken, und ich fügte noch akustisch die Tageszeit hinzu.

Der Mann erwiderte den Gruß nicht. Er stellte Besen und Eimer ab. Dann ging er mit schweren Schritten zur Theke. Neben dem Faß blieb er stehen und sprach uns an.

»Sind Sie auf der Durchreise? Machen Sie Urlaub?«

»Kann sein.«

»Wieso?« drang es erstaunt aus dem Bartgestrüpp. »Wissen Sie das nicht?«

»Wir wollten eigentlich in Bury übernachten«, sagte Suko. Der Wirt schaute ihn von oben bis unten taxierend an, ohne eine Antwort zu geben.

»Haben Sie denn Zimmer?«

»Ich nehme keine Gäste.«

Wir sahen ihm an, daß erlog. In diesen Teilen Schottlands waren die Besitzer der Gasthäuser darauf vorbereitet, Gäste aufzunehmen. Oft genug mußten die Menschen übernachten, wenn irgend etwas passiert war. Da gab es praktisch in jedem Haus ein Zimmer. Dieser Mann wollte uns einfach nicht. Bestimmt hatte er dafür seine Gründe.

Ich lenkte ein. »Wenn das so ist, können Sie uns denn einen Gasthof nennen, der Zimmer vermietet?«

Er beugte sich vor. Sein Kopf schwebte jetzt über dem Faß. »Ich gebe Ihnen einen guten Rat. Fahren Sie weiter. Bleiben Sie nicht hier. Bury ist kein Ort für Fremde.«

»Uns gefällt es«, widersprach ich. »Die Highlands sind nirgendwo ursprünglicher.«

»Mag sein. Wir wollen keine Fremden. Wir bleiben unter uns. Kein Tourismus, verstehen Sie?«

»Der bringt aber Geld.«

»Wir haben unser Auskommen.«

Log er, log er nicht? Ich traute ihm nicht. Dieser Knabe wollte uns loswerden. Den wahren Grund erzählte er uns jedoch nicht.

»Ein Bier werden Sie uns doch verkaufen, Mister.« Ich hatte bei meinen Worten freundlich gelächelt. Es sah so aus, als wollte der Mann ablehnen, schließlich nickte er doch und griff nach zwei gläsernen Krügen, die hinter ihm in einem Regal standen.

Aus dem Faß schäumte die Flüssigkeit in die Gläser. Ich wollte mich noch unterhalten, deshalb blieb ich stehen. Auch Suko hatte nichts dagegen.

Der Mann schob uns die Gläser zu und nannte gleich den Preis für die beiden Bier.

Ich zahlte, verzichtete auf Wechselgeld und fragte statt dessen: »Wie ist das mit der Burg der Hartfords? Kann man die eigentlich besichtigen?«

Der Wirt hatte das Kleingeld in die Kasse legen wollen. Nach meiner Frage schloß er die linke Hand zur Faust und ließ das Geld darin. »Was meinen Sie?«

»Den Gilten Kasten, den wir auf der Herfahrt gesehen haben. Wir kennen die Hartfords.«

»Das ist vorbei«, sagte der Wirt schnell.

»Was meinen Sie damit?«

»Es gibt keine Hartfords mehr. Das ist alles Vergangenheit, verstehen Sie?«

»Bis jetzt schon«, sagte ich und strich über meine Augen. »Manchmal bleibt aus der Vergangenheit auch etwas zurück.«

»Hier nicht.« Der Wirt drehte uns den Rücken zu. Ein Beweis, daß er mit uns nichts mehr zu tun haben wollte.

Ich nahm einen Schluck Bier. Es schmeckte mir nicht besonders. Auch Suko trank nur wenig.

Der Wirt war untergetaucht. Hinter der Theke räumte er etwas unter der Platte ein. Wahrscheinlich beschäftigte er sich auch nur, weil er nicht mit uns reden wollte.

Ich hatte vor, weitere Fragen zu stellen und setzte schon an, als Suko mir eine Hand auf den Arm legte.

Zu sagen brauchte er nichts. Ich hatte begriffen und beugte meinen Kopf vor.

Da roch ich es auch.

Den Hauch von Moder...

Da wir ihn nicht abgaben, konnte er nur von dem Wirt stammen. Das gleiche dachte auch Suko, der über die Theke hinweg auf den Rücken des Mannes wies.

Ich trat einen halben Schritt zurück. Nur Suko sollte meine leise Stimme hören. »Er hängt mit drin.«

»Nur er?«

»Glaubst du, daß die anderen Einwohner auch von dieser Pest infiziert sind?«

»Ich rechne mit allem.«

»Damit stünden wir auf ziemlich verlorenem Posten«, murmelte ich.

»Aber das wird sich ändern.« Noch war der Wirt nicht zu sehen. Nur von Suko beobachtet, streifte ich die Kette über den Kopf, an der mein Kreuz hing. Ich wollte wissen, wie der Wirt darauf reagierte.

»Können wir noch etwas haben, Mister?« fragte ich. Er tauchte auf. Sein Gesicht war rot angelaufen. Etwas fahrig kraulte er seinen Vollbart.

»Riecht komisch hier, nicht?« fragte ich ihn lächelnd.

»Wieso?«

»Irgendwie nach Grab und Moder.«

»Finde ich nicht.«

»Wissen Sie, Mister, so wie es hier riecht, so stinken auch vermoderte Leichen, Sie verstehen?«

»Nein!«

Ich stieß Suko an, der verstand und bewegte sich in Richtung Tür, um dem Wirt den Rückzug zu versperren. Ich hielt mein Kreuz in der Faust verborgen. Im nächsten Moment drückte ich den Arm über die Thekenplatte und öffnete die Faust. Offen lag darin das Kreuz. Und der Wirt starrte es an! Seine Lippen zuckten. Ich gleichen Augenblick stieß er einen bösen Fluch aus, machte eine wilde Handbewegung und schleuderte mir ein Schimpfwort entgegen.

Ich ließ das Kreuz weiterhin offen auf meinem Handteller liegen. »Was ist los? Wovor haben Sie Angst, Mister? Reden Sie schon! Was ist in Sie gefahren?«

»Weg!« keuchte er. »Weg damit! Nehmen Sie es weg!«

»Nein!«

»Ich will es nicht sehen!« schrie er und preßte die Handflächen gegen seine Wangen.

»Weshalb nicht? Haben Sie Angst? Wenn ja, wovor? Was wird hier gespielt? Sie werden es uns sagen, Mister!«

»Neiiiiinn!« Er stand unter einem hohen Streß. In seinen Augen sah ich die roten Äderchen. Sie waren weit aus den Höhlen getreten. Er suchte fieberhaft nach einem Ausweg, aber er saß in der Klemme.

»Sie können den Anblick nicht mehr ertragen«, sagte ich. »Das muß einen Grund haben. Sind es die Verdammten der Totengruft?«

»Jaaa...«, heulte er.

»Wo kann ich sie finden? Wo müssen wir suchen? Wo haben sie sich verborgen? Im Schloß?«

»Da waren sie!«

»Und jetzt?«

»Überall. Sie sind überall. Sie sind zurückgekehrt. Der alte Fluch hat sich erfüllt. Nicht alles, was tot ist, ist auch wirklich tot. Wir können nichts tun.«

»Waren sie schon im Dorf?«

»Ja, sie holen sich die Menschen. Sie haben es unter Kontrolle. Es sind die furchtbaren Templer, die reitenden Leichen, die Verwesten, die aus den Gräften gestiegen sind.«

»Wenn man rauskommt, kann man auch hinein. Waren Sie schon in den Totengruften?«

»Nein, nie, aber...«

»Was aber?«

»Sie haben die Gräften verlassen. Niemand schafft es, sie aufzuhalten.«

»Was ist mit ihnen damals geschehen? Wissen Sie es?«

»Nicht genau.« Er schielte über seine Hände hinweg auf mein Kreuz. Ich tat ihm den Gefallen und steckte es ein.

Zi tternd lehnte der Wirt am Regal. Jetzt war er krei debleich geworden. Tränenwasser rann aus seinen Augen. Ich sah ihm die Erleichterung an. War er ein Verbündeter der Verdammten oder ein Opfer? Ich tippte eher auf das letztere.

»Wollen Sie jetzt reden, Mister?«

»Ich weiß nicht viel.«

»Das wenige reicht uns schon.« Er nickte. »Damals hat man die Templer verfolgt. Sie zogen sich auf Hartford Castle zurück.«

»Weiter...«

»Dort starben sie.«

Ich verzog die Lippen. »Klar, daß sie nicht mehr leben. Aber wie kamen sie ums Leben, wie?«

»Das war schrecklich.«

»Ich glaube es Ihnen gern. Wie schrecklich war es? Hat man sie

getötet? Hat man sie mit Schwertern durchbohrt oder...«

»Nein, nein. Es war ein Hartford, der es getan hat. Der Besitzer der Burg. Er hat sie getötet, sie haben es von ihm verlangt. Er führte sie in die Totengruft.«

»Und dann?«

»Mauerte er sie zu. Sie wurden bei lebendigem Leibe begraben. Sie wurden eingeschlossen. Sie mußten elendig verhungern und verdursteten. So genau ist es gewesen.«

Ich nickte. »Und das alles geschah tatsächlich freiwillig? Haben es die Templer wirklich so gewollt?«

»Das erzählt man sich.«

»Die Hartfords gehörten nicht zu ihnen?«

»Nicht direkt, meine ich. Ich kann mich auch irren. Vielleicht haben die Hartfords die Templer unterstützt. Ich weiß einfach zu wenig darüber.«

»Auf welcher Seite standen die Templer? Auf der des Teufels oder auf der anderen?«

»Wieso anderen?«

»Schon gut.« Ich winkte ab. »Kommen wir zu Ihnen. Sie haben den Modergeruch abgegeben. Das können Sie nicht abstreiten. Wie ist es dazu gekommen?«

»Sie waren hier.« Während seiner Worte senkte er den Kopf. »Sie waren überall. Wir konnten uns nicht wehren. Sie durchstreiften den Ort wie Geister.«

»Die Verdammten der Totengruft?«

»Ja, wer sonst?«

»Wie sahen sie aus?«

Der Wirt überlegte vor seiner Antwort. »Ich kann sie nicht genau beschreiben. Sie wurden von Nebelwolken begleitet. Sie waren eingehüllt in diesen Dampf. Sie stanken entsetzlich. Manche von ihnen hatten schwarze Gesichter. Einige hockten auf den Rücken

knochiger Gäule. Sie ließen keinen von uns aus.«

»Haben sie auch getötet?« fragte ich.

»Jeder ist tot.«

Ich begriff seine Worte nicht so recht. »Wie meinen Sie das, Mister?«

»Wer von ihnen berührt ist, der stirbt langsam, aber sicher. Sie stehlen die Seele des Menschen.«

Stirbt langsam, aber sicher... Diese Worte hallten in meinem Kopf nach. Ich bekam starkes Magendrücken, wenn ich an Glenda Perkins und Sir James dachte. Auch sie waren von den Verdammten der Totengruft berührt worden, sogar von demjenigen, der sie meiner Ansicht nach anführte.

»Wollen Sie noch mehr wissen?« fragte der Wirt leise.

»Ja. Wir suchen zwei Menschen. Eine Frau und einen Mann. Wahrscheinlich sind sie hier.«

Ich beschrieb ihm Glenda und Sir James. Der Wirt schüttelte den Kopf. »Nein, die habe ich nie gesehen. Ich kenne sie nicht.«

»Aber Sie kennen einen gewissen Basil Hartford -oder?«

Der Wirt nickte. Gleichzeitig wehte mir wieder eine Moderwolke entgegen. »Ja, den gibt es. Er hat sich hier gezeigt. Er gehört zu denen, die alles unter Kontrolle halten.«

»Ist er der Anführer?«

»Ja.«

»Und Sie betreiben die Schänke allein?«

»Nein, meine Frau ist noch dabei.«

»Wo?«

»Ich habe sie in Sicherheit bringen können. Sie hat den Ort verlassen. Sie soll nicht sterben. Wir alle werden vergehen, Sir. Es gibt keine Chance für uns. Es wird immer schlimmer. Die nächsten Tage werden uns zeichnen, bis wir so aussehen wie die Verdammten aus der Totengruft. Das ist ihr Ziel.«

»Und eine Rettung gibt es nicht.«

»Nein, es ist alles so furchtbar.«

»Ich habe mein Kreuz, das...«

In einer panikartigen Reaktion streckte er mir beide Arme entgegen und spreizte die Hände. »Nein, nicht das Kreuz. Es ist unser Verderben. Es würde uns töten.«

»Sie werden, wenn sich der Fluch erfüllt und wir kein Gegenmittel finden, sowieso sterben.«

»Es gibt keine Rettung!«

»Haben sie schon etwas vom Dunklen Gral gehört?«

Der Wirt schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Das ist ein mir fremder Begriff. Nie etwas davon gehört — nie!« Er wurde nervös und verknotete die Finger ineinander. »Ich will allein sein. Hier gibt es nichts mehr.« Seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Alles ist vorbei, alles ist dem Tod geweiht. Dieser Ort wird sterben, wir werden sterben. Der Tod schwebt über uns, man hat uns die Seelen entrissen, wir sind nur noch äußerlich Menschen.«

»Geben Sie die Hoffnung trotz allem nicht auf. Noch sind Sie kein Veränderter.«

»Die Nacht wird es bringen«, gab er flüsternd zurück. »Die Nacht, wissen Sie...?«

»Was passiert dort Besonderes?«

»Da kommen sie wieder. Ich schwöre es Ihnen.«

»Und sie werden von Nebelwolken begleitet?« fragte ich.

»Ja, daran kann man sie erkennen. Dann reiten sie wie Gespenster und Geister. Lautlos...«

»Wenn das so ist, haben wir sie auch gesehen«, sagte ich. »Die Verdammten haben die Totengruft bereits verlassen. Sie müßte eigentlich leerstehen«, fügte ich noch murmelnd hinzu, bevor ich mich abwandte und zu Suko ging, der an der Tür wartete, mir jetzt den Weg freigab, so daß wir nach draußen gehen konnten.

Der Wirt stand wie ein Denkmal hinter der Theke und starrte uns noch nach.

Es war noch nicht dunkel geworden. Allerdings hatte der Himmel eine graue Farbe angenommen. Die Bläue war verschwunden. Bury wirkte leer und tot. Die Fassaden der Häuser kamen mir fremd vor, fast wie Attrappen.

Suko und ich hielten unsere Gesichter gegen den Wind. Wir rochen es zur gleichen Zeit.

»Moder«, sagte mein Freund und Kollege leise. »Der Hauch von Moder, John. Er wird uns hier immer begleiten...«

In der Tat war dieser üble Geruch vorhanden. Als würde er aus einer Kloake stammen. Er drang nicht einmal aus einer Richtung, von überall her hüllte er uns ein.

»Suko, ich muß weg!«

Der Inspektor schaute mich an und nickte. »Ich kann mir vorstellen, was dahintersteckt. Du willst in die Totengruft.«

»Genau.«

»Glenda und Sir James?«

»Auch, Suko. Ich muß die beiden finden. Du hast die Worte des Wirts auch gehört. Da die beiden infiziert sind, kann es auch für sie ein böses Ende nehmen. Das müssen wir vermeiden. Das heißt, du müßtest in Bury bleiben.«

»Das geht schon in Ordnung.« Suko schaute gegen den Himmel.

»Vielleicht findest du auch eine leere Totengruft. Wir haben sie gesehen. Möglicherweise sind alle aus den Verliesen verschwunden. Aber das wird sich zeigen. Ich kann sie dann hier erwarten.« Der Inspektor schlug mir auf die Schulter. »Mach's gut, John, und sieh zu, daß man dich nicht auch in die Gruft einsperrt.«

»Darauf kannst du dich verlassen.« Ich ging zum Wagen, und Suko begleitete mich. »Sollte ich dort nichts finden, komme ich so rasch wie möglich zurück.«

»Okay.«

Suko ließ mich einsteigen, hob noch einmal den Daumen als Zeichen des Sieges und schaute zu, wie ich startete. Wohl war mir nicht...

Suko erging es nicht anders. Er, der Zurückgebliebene, fragte sich, ob der Plan tatsächlich so gut gewesen war. Getrennt marschieren, vereint schlagen, hin und wieder klappte so etwas, doch eine Garantie für den Erfolg war es auch nicht.

Es gibt Orte, an denen kommt sich der Mensch ungemein vereinsamt und verlassen vor. Nicht nur irgendwelche Inseln im Meer, auch Dörfer können diese Ausstrahlung besitzen.

In Bury war dies der Fall.

Obwohl Suko in der Ortsmitte stand und auch die Dunkelheit noch nicht über das Land gefallen war, hatte er das Gefühl, völlig allein zu sein. Nur ein Begleiter war vorhanden.

Der ewige Wind, der über die Highlands wehte und den Geruch von Sterben und Tod mitbrachte. Suko kam sich vor, als würde er inmitten eines Friedhofs stehen.

Eine düstere, eine Todesstimmung breitete sich allmählich aus. Sie glich einem breiten Tuch, und es schwebte über den Dächern, ohne gesehen zu werden.

Inmitten dieser Stimmung befand sich noch etwas anderes. Die Angst vor dem Kommenden.

Kein Mensch ließ sich auf der Straße blicken. Die Bewohner hatten sich in den Häusern verkrochen. Schon einmal hatten sie den Besuch der Verdammten erlebt und waren von ihnen gezeichnet worden. Jetzt warteten sie auf den erneuten Einbruch der Nacht. Dann würden sie erscheinen. Zu Fuß oder auf ihren Gäulen in den Ort einfallen.

Noch befand sich alles in einer gespannten Erwartung, die auch vor Suko nicht halt machte.

Der Rover war mit seinem Freund John Sinclair verschwunden. Ansonsten ließ sich niemand blicken. Selbst hinter den Fensterscheiben sah Suko kein Gesicht.

Er wollte auch nicht unbedingt an diesem Fleck stehenbleiben und sich den Ort näher ansehen. Vielleicht gelang es ihm doch, mit dem einen oder anderen ins Gespräch zu kommen und auch Neuigkeiten zu erfahren. Das wäre jedenfalls gut gewesen. Es kam jemand. Ein Vierbeiner. Suko hörte hinter sich das klägliche Miauen, drehte sich auf der Stelle um und sah eine Tigerkatze auf sich zukommen.

Die Katze wirkte sehr scheu. Sie wollte zu Suko hin, nur traute sie sich noch nicht.

Der Inspektor bückte sich und bewegte seine Finger, die Katze verharrte, duckte sich, auch ihr Schwanz bewegte sich unruhig, die Augen blickten raubtierhaft klar.

»Na komm«, sagte Suko, »komm schon...« Sie sprang. Ein Satz, der zweite, der dritte, dann war sie da und wollte ihre Krallen in Sukos Handrücken hacken.

Der Inspektor zog die Finger zurück, die Katze sprang ins Leere. Bevor sie noch herumwirbeln konnte, hatte Suko zugegriffen. Er drückte seine Hand in das Fell auf dem Rücken — und griff hindurch. Ein letztes Miauen erklang. Kläglich schwang es durch die Stille, als die kleine Katze unter dem Griff des Chinesen zerbröselte. Als eine Mischung aus Staub und kleinen, weißen Knochen blieb sie liegen. Suko verstand die Welt nicht mehr. Er saugte scharf die Luft ein, auf seinem Rücken bildete sich eine Gänsehaut, und im Zeitlupentempo stand er auf.

Der Vorgang hatte ihn mitgenommen. Ihm tat nicht nur die Katze leid, er dachte auch weiter. War ihr Schicksal mit dem zu vergleichen, was auch den Bewohnern von Bury bevorstand?

Eigentlich mußte er davon ausgehen, daß es im Endstadium dazu kommen konnte.

Er räusperte sich. Wieder trieb der Wind den Modergeruch auf ihn zu. Suko hatte Mühe, die Übelkeit zu unterdrücken. Dieser Geschmack füllte schon seinen gesamten Mund aus.

Er ging weiter.

Hinter ihm wehte der Wind die Reste der kleinen Katze davon. Die Straße war nicht sehr breit. Häuser rahmten sie ein. Sie besaßen verschiedene Höhen. Eins hatten sie gemeinsam. Sie waren durchweg dunkel. Das alte Mauerwerk hatte niemand in der letzten Zeit gestrichen und auch keine Dächer ausgebessert, die ebenfalls ziemlich flach auf den Gebäuden lagen.

Am Himmel hatten sich die grauen Wolkenberge noch mehr verdichtet. Nur wenige freie Flächen waren vorhanden. Sie wirkten blaß und klar wie Wasser.

In keinem Haus brannte Licht. Die Fensterscheiben wirkten im Mauerwerk wie blasse, gezeichnete Flecken. Suko hatte die Straße überquert. Er hielt sich nahe den Häusern, schaute durch die Scheiben, konnte aber kaum etwas erkennen.

Mal den schwachen Umriß eines Möbelstücks oder einer heller gestrichenen Wand.

Menschen erschienen nicht. Sie hatten sich allesamt zurückgezogen. Suko riskierte es einfach. Er drückte auf die Klinke einer grauen Holztür, fand sie nicht verschlossen und schob sie nach innen in einen schmalen Flur, den auch er betrat.

Dicht hinter der Schwelle blieb er stehen. »Hallo!« Seine Stimme hallte durch das Haus. »Ist hier jemand? Wenn ja, bitte ich Sie, sich zu melden.«

Das Haus >schwieg<.

Suko ging weiter. Seine Schritte schleiften über den Boden. Er trat bewußt nicht leise auf. Der gerade Flur endete vor der Hintertür. Um in die Wohnung zu gelangen, mußte sich Suko nach links wenden, wo eine dreistufige Steintreppe zu einer weiteren Tür führte, die

ebenfalls nicht verschlossen war.

Der Chinese kam sich schon komisch vor, als er die Tür öffnete. Es war sonst nicht sein Fall, einfach in fremde Häuser einzudringen. Hier sah die Sache anders aus.

Eine kleine, viereckige Diele nahm ihn auf. Links ging es hoch in die erste Etage. Dicht neben der Treppe befand sich die Kellertür. Ihr gegenüber der Eingang zu den Wohnräumen.

Suko begab sich daran, sie zu inspeziern. Eine Küche, ein Wohnraum, ein kleines Schlafzimmer. Alles wirkte sehr aufgeräumt, als hätten die Bewohner das Haus verlassen.

Waren sie tatsächlich verschwunden?

Einen Moment später bekam Suko die gegenteilige Bestätigung, denn er hörte ein leises Weinen.

Es drang nicht aus der Wohnung. Im Keller mußte es aufgeklungen sein. Suko öffnete die Tür.

Eine Holzterappe führte in die Tiefe. Das Geländer war nur provisorisch daran befestigt. Suko sah dies im Licht einer trüben Deckenleuchte, die ihren Schein streute.

»Hallo...?«

Diesmal bekam er Antwort. Eine kratzig klingende Stimme erwiderte:

»Bleib oben, Fremder.«

»Weshalb?«

»Flieh, Fremder. Flieh aus diesem Ort. Bury ist verdammt und dem Tod geweiht. Wir sind alle so gut wie tot. Wir leben nicht mehr, wir existieren nur noch. Die Verdammten haben uns überfallen...«

Der Inspektor ließ den Mann reden. Dessen Stimme übertönte den Klang der Tritte, als Suko die Stiege hinabschritt. Die eine Stiege reichte nicht aus. Im rechten Winkel zu ihr befand sich noch eine zweite, an deren Ende sich die Menschen versammelt hatten.

Ein Mann, eine Frau und zwei Kinder — eine Familie!

Suko ging nicht mehr weiter. Er schaute in das grau gewordene Gesicht des Mannes, einer kräftigen Person, die es bestimmt gelernt hatte, richtig anzupacken, nun aber wirkte, als wäre sie von Angst geschüttelt.

»Warum sind Sie hier?« fragte Suko.

»Weil sie zurückkommen werden, um uns zu holen. Alle Menschen halten sich in ihren Kellern versteckt. Sie kommen und kennen keine Gnade. Ob Frauen, Kinder, sie...« Dem Sprecher versagte die Stimme, er bekam das Kratzen im Hals, senkte den Kopf und fing an zu weinen. Von unten her wehte Suko der Modergeruch entgegen. Für ihn ein Zeichen, daß diese Familie ebenfalls infiziert war. Er sprach ihnen Trost zu. Optimistisch klang seine Stimme dabei allerdings nicht. »Vielleicht kommt alles ganz anders. Noch sind sie nicht im Dorf.«

»Wenn es dunkel wird«, flüsterte die Frau. »Dann fallen sie ein. Sie sind lebende Tote. Man hat sie vor langer Zeit eingemauert. Sie waren eine gefährliche Truppe. Damals und auch heute...«

»Gab es schon Tote?« fragte Suko.

Die Antwort bekam er vom Familienvater. »Nein, offiziell nicht. Aber sind wir alle nicht schon so gut wie tot? Was ist das für ein Leben. Wir wissen selbst, daß wir wie Leichen riechen. Sie kamen in unsere Häuser und Wohnungen. Sie überfielen und berührten uns. Jeder wurde von ihnen angefaßt und seiner Seele beraubt, wie sie sagten. Wir sind nur noch Hüllen. Wir haben versucht zu beten, nicht einmal die Hände bekamen wir gefaltet. Die alten Werte sind verschwunden, Mister. Der Tod, das Grauen, die Hölle, sie alle haben hier die Regie übernommen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wir leiden.«

»Das verstehe ich gut. Es klingt zwar lächerlich in Ihrer Lage, was ich Ihnen rate. Bitte, geben Sie nicht auf! Halten Sie die Ohren steif, die Hoffnung aufrecht. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Die Erwachsenen nickten. Die Kinder dagegen starrten zu Boden. Sie hockten auf alten Holzkisten mit blassen, leeren Gesichtern und wirkten wie Figuren.

Suko drehte sich um und ging. Es tat ihm leid, die Leute allein zu lassen, doch im Keller konnte er für sie nichts tun. Er mußte warten, bis die lebenden Toten in den Ort einritten und sich ihnen dann entgegenstellen. Als Waffen trug Suko die Beretta, die Dämonenpeitsche und den Stab bei sich. Auf diese drei Dinge konnte er sich hundertprozentig verlassen, aber würden sie ausreichen, um alle zu vernichten?

An der oberen Tür löschte er das Licht. Er schloß auch die Türen wieder und verließ das Haus.

Noch immer war es nicht dunkel geworden. Aber die neu hinzugekommenen grauen Flächen waren keine Wolkenformationen mehr, da schob sich bereits der Rand der langen Dämmerung näher. Das Licht besaß auch keine Klarheit mehr, die Konturen der Häuser gingen ineinander über, und sie verschwammen auch. Suko wartete am Rand der Straße. Der Wind wirbelte Staub auf, brachte auch weiterhin den Modergeruch mit, ein Vorbote der unheimlichen Totengruft. Bisher hatte er nur seine eigenen Schritte gehört, wenn er über die Straße gegangen war.

Das änderte sich.

Von der rechten Seite her klangen andere Schritte auf. Wer sich dort näherte, wußte er nicht zu sagen, noch konnte er keinen Menschen entdecken. Suko rechnete allerdings damit, daß es sich um einen Bewohner aus Bury handelte.

Die Schritte nahmen an Lautstärke zu. Sie schienen sich mit dem Hauch von Moder vereinigt zu haben, denn der Klang und der Geruch waren irgendwie gleich.

Dann sah Suko den Mann.

Er konnte ihn nicht genau erkennen, aber etwas an der Gestalt und

deren Gehbewegungen kam ihm bekannt vor.

Ein Bekannter...?

Suko überkam ein bestimmter Verdacht. Er lief der Gestalt entgegen, die sich immer deutlicher aus dem trübe wirkenden Licht hervorschälte und von Suko erkannt wurde.

Wie vor ein Hindernis gelaufen, blieb der Inspektor stehen. »Sir James!« ächzte er...

Ich verließ einen Ort, der im Sterben lag.

So jedenfalls war mir das menschenleere Dorf vorgekommen. Eine Oase des Schreckens, des Grauens, wo der Tod Einzug gehalten hatte und noch einmal zuschlagen würde.

Meine Sicht war noch gut, trotzdem hatte ich die Scheinwerfer eingestellt. Die blassen Augen legten einen feinen, bleichen Teppich auf den Belag der Straße.

Wieder rumpelte ich durch Schlaglöcher und Rinnen. Unter den Reifen spritzten kleine Steine weg, die Räder mähten die Gräser nieder, die auch auf dem Boden wuchsen.

Diesmal lag Hartford Castle rechts von mir. Auf der Hinfahrt hatte ich von der normalen Straße her keinen Pfad gesehen, der zum Schloß hochführte. Ich hoffte nur, daß es einen gab, denn mit dem Rover kam ich nicht quer durch das Gelände.

Die Berge und Hügel der Highlands hatten mehr Schatten bekommen. Sie sahen jetzt aus wie schwarze Buckel versteinerter Ungeheuer. Der Wind fuhr über das Gras, die Oberflächen der kleinen Seen erinnerten mich jetzt an dunkle Augen, auf denen sich Wellen kräuselten und leicht tanzten.

Ich hatte die Fenster geöffnet. Es wehte kein Modergeruch mehr in den Wagen. Frische würzige Luft reizte zum tiefen Einatmen. Ich fühlte mich einfach besser und auch klarer im Kopf. Einen Modergestank hält auf die Dauer niemand aus.

Von den Verdammten der Totengruft sah ich nichts. Wenn sie alle ihre schrecklichen Verliese verlassen hatten, dann war es ihnen gelungen, sich gut zu verstecken.

Kurven erschienen im blassen Schein der Lichter. Sehr eng, so daß ich gezwungen war, hart zu kurbeln. Dann sah ich die Herde. Ein vorspringender Hügelkamm an der linken Seite hatte mir bisher die Sicht verwehrt.

Plötzlich tauchte eine Herde Schafe auf. Wie in Panik rannten sie, ohne auf irgendwelche Hindernisse zu achten.

Ich war hart auf die Bremse getreten, dennoch hatte ich es nicht geschafft, den Rover früh genug zum Halten zu bekommen. Die ersten Schafe wichen nicht schnell genug aus. Sie prallten gegen den linken Kotflügel, den Wagen schüttelte es durch, er bekam Beulen, das alles war mir egal.

Sekunden später hatte mich die Herde umringt. Ich vernahm das ängstliche Blöken der Tiere, es hörte sich an, als würden sie schreien. Sie drängten und schubsten sich gegenseitig, wurden gegen den Rover gepreßt und schrien weiter.

Nur allmählich fanden die Schafe den Weg auf die andere Seite. Die Herde löste sich auf. Kläffend sprangen große Hunde näher. Sie bellten mich wütend an, bevor sie weiterrannten und die Schafe wieder zusammentrieben. Keine Herde ohne Schäfer. Auch hier entdeckte ich ihn. Nur benahm er sich ungewöhnlich.

Schäfer sind normalerweise ruhige, naturverbundene Menschen. Dieser Mann schien vom Teufel gejagt zu werden. Er rannte die abschüssige Weidefläche hinab, der lange Mantel wehte wie eine Fahne hinter ihm her. Er schwang seinen Stock und wäre am Wagen vorbeigelaufen, hätte ich ihm nicht aus dem offenen Fenster her etwas zugerufen.

»Bleiben Sie, Mister.«

Er stoppte abrupt, sah mein Winken, schaute zuerst auf die Herde,

die sich auf der anderen Seite des Pfads wieder gesammelt und auch beruhigt hatte.

Zwei Hunde umkreisten sie kläffend.

Ich stieg aus. Der Schäfer war mißtrauisch. Seine zögernden Schritte bestärkten mich in diesem Eindruck. Deshalb ging ich ihm entgegen und hob grüßend die Hand.

»Ich... konnte nichts machen!« erklärte der bärtige Mann. »Tut mir leid, daß meine Tiere gegen Ihren Wagen gelaufen sind, aber sie gerieten plötzlich in Panik.«

Ich ging noch näher auf ihn zu. »In Panik? Das muß doch einen Grund gehabt haben.«

»Hatte es auch.« Er atmete heftig.

»Welchen?«

»Fliehen Sie um alles in der Welt, Mister. Meine Tiere haben das Böse gerochen. Es lauert in der Nähe, es ist hier, das kann ich Ihnen versichern. Das Böse hat sein Versteck verlassen...«

»Die Verdammten der Totengruft?«

Er starrte mich an. »Ja... ja... woher wissen Sie das?«

»Ich suche sie.«

Der Schäfer schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Versündigen Sie sich nicht, Mister.« Dann schaute er sich scheu um. »Sie sind gefährlich, sie sind grauenhaft. Glauben Sie es mir.«

»Das will ich gern tun. Aber mich interessieren noch andere Dinge. Ich will rüber zum Hartford Castle.«

Der Mann kam mir vor, als wäre er am liebsten im Boden versunken.

»Wohin wollen Sie?«

»Zur Ruine. Dort soll sich die Totengruft befinden, wie ich gehört habe.«

»Ja, die ist dort.«

»Und auch verlassen?«

Der Schäfer hob unbehaglich die Schultern. »Ich kann Ihnen wirklich nicht sagen, ob alle aus der Gruft entkommen sind. Das kann stimmen, muß aber nicht. Ich... ich weiß es nicht.«

»Schon gut«, winkte ich ab. »Davon möchte ich mich gern selbst überzeugen.«

»Sie werden nicht lebend zurückkehren, Mister.«

»Das wollen wir mal dahingestellt sein lassen. Jedenfalls bedanke ich mich bei Ihnen.«

Er lachte bellend. »Wofür? Dafür, daß es mir nicht gelungen ist, Sie davon abzuhalten, in den Tod zu laufen?«

»So leicht stirbt man nicht. Sie haben gesagt, daß die Verdammten die Totengruft verlassen haben. Ich werde sie leer vorfinden, nehme ich an. Noch eine Frage. Kennen Sie den genauen Weg? Wenn ja, dann bitte beschreiben Sie ihn mir, damit ich nicht zu lange suchen muß.«

»So einen Menschen wie Sie habe ich noch nie kennengelernt.« Der Schäfer knetete den Knauf seines Stockes. »Also passen Sie auf. Sie finden gleich einen Pfad, der hoch zur Ruine führt. Er ist sehr schmal, mit Gras überwachsen, deshalb müssen Sie schon sehr genau hinschauen, um die Abzweigung zu entdecken. Dem folgen Sie!«

»Danke, das reicht.«

»Der Herrgot sei mit Ihnen!« flüsterte der Schäfer zum Abschied mit bebender Stimme.

Als ich anfuhr, winkte er mir nicht einmal nach. Fast fluchtartig wandte er sich wieder seiner Herde zu.

Was den schmalen Pfad betraf, so hatte er mich nicht angeschwindelt. Wahrscheinlich hätte ich ihn ohne seinen Hinweis überhaupt nicht entdeckt. Ich konzentrierte mich sehr auf den rechten Rand des Weges und sah den etwas helleren Streifen, der in die Landschaft hineinführte, vorbei an dem kleinen, runden See, über dem dunkle Vögel kreisten. Da der Wagen sowieso schon einiges

mitgemacht hatte, sollte er den Rest auch noch schaffen. Ich kam mir wieder vor wie auf dem Deck eines schwankenden Schiffs, als ich das Fahrzeug durch das Gelände trieb. Hin und wieder bekam auch die Bodenwanne einige Stöße mit, was mich nicht davon abhielt, weiter auf das Gaspedal zu treten. Der Schäfer trieb seine Herde nicht auf das alte Schloß zu. Im Rückspiegel erkannte ich, daß sich die Tiere auf ein schmales Tal zwischen zwei Hügelkuppen zubewegten, wo sie neue Weideplätze fanden.

Das Gelände stieg an. Zwar noch nicht sehr steil, aber ständig und stetig.

Ich mußte mit dem Tempo heruntergehen und kam mir vor wie eine Schnecke, die den Weg hochkroch.

Das Licht der beiden Scheinwerferlampen legte einen bleichen Schimmer auf das Gras und die in der Nähe stehenden Sträucher. Dadurch bekam die unmittelbare Umgebung einen gespenstischen Glanz.

Ein paarmal dachte ich an Suko, der in Bury zurückgeblieben war. Besonders oft aber drehten sich meine Gedanken um Glenda Perkins und Sir James Powell.

Von ihnen beiden hatte ich bisher noch keine Spur entdecken können. Ich hoffte, daß sie mir irgendwann einmal begegnen würden — und zwar lebend.

Hartford Castle wirkte auf mich wie eine grandiose Filmkulisse: mächtige Mauern, ein Turm wie eine Bastion. Noch war nicht zu sehen, wie weit diese Trutzburg beschädigt war.

Ich quälte den Rover höher. Auf diesem Teil der Strecke mußte ich im zweiten Gang fahren. Das hörte sehr bald auf. Der Weg nahm so sehr an Steilheit zu, daß bald nichts mehr lief.

Es gelang mir noch soeben, den Wagen zu drehen. Dann zog ich die Handbremse an und stieg aus.

Unter mir lag das weite, jetzt flach wirkende Land mit dem kleinen

See, der in der Dämmerung einen matten, dunklen Glanz abgab. Der Fallwind kämmte die Weideflächen und machte sie zu einem wogenden Meer.

Hoch über mir zeigte sich der Mond. Er stand nicht voll am Himmel. Wie eine dicke Sichel sah er aus.

Der Fußmarsch tat mir gut, ging aber auch in die Knochen. Ich suchte nach Spuren. Wenn tatsächlich einige der Verdammten auf Pferden gesessen hatten, mußten Abdrücke zu sehen sein.

Die fand ich nicht, dafür Steine und kleine, mit Flechten und Moos überwachsene Felsbrocken.

Auch die Außenmauern des Schlosses hatten der Natur ihren Tribut zahlen müssen. Sie waren ebenfalls von der Schicht bedeckt. Jetzt, aus der Nähe, erkannte ich die Lücken, die schwere Kämpfe gerissen hatten. Ein Tor war nicht mehr vorhanden, nur mehr die beiden Säulen, die es gehalten hatten, standen noch.

Durch sie betrat ich den Innenhof.

Das Schloß wirkte von außen mächtiger und größer, als es tatsächlich war. Man hatte auf dieser Hügelkuppe nicht so viel Platz besessen und sich beim Bau beschränken müssen.

Durch die Lücken, Fenster und Schießscharten piffte der Wind. Er brachte eine schaurige, heulende Melodie mit, aber nicht den widerlichen Geruch von Moder.

Ich erlebte eine Szenerie, vor der sich Menschen mit schwachen Nerven fürchten. Allein auf einem düsteren Schloßhof, umgeben von uralten Mauern, mit einem immer dunkler werdenden Himmel über dem Kopf, das besaß schon eine gruselige Atmosphäre.

Der Schäfer hatte mir erklärt, wie ich die Totengruft finden konnte. Sie war damals extra angelegt und zugemauert worden. Ich mußte zuvor in den hohen Turm.

Gewaltig kam er mir vor. Erstand dort wie eine senkrecht in den Himmel ragende Zigarre. Über ihm segelten Raben und Saatkrähen,

die mir ihre krächzenden Schreie entgegenschickten, als wollten sie mich davor warnen, den Turm zu betreten.

Auch hier fehlte die Tür.

Düsternis hielt mich nach dem Überschreiten der Schwelle umfassen. Sie war wie ein mächtiger, fahler Schatten, der seine Arme von allen Seiten her ausstreckte.

Die schaurige Atmosphäre verdichtete sich nur mehr, als bei meinem Eintreten einige Fledermäuse aus ihrer Lethargie geweckt wurden und sich flatternd in die Tiefe fallen ließen. Sie umschwirrten mich kurz und stiegen dann wieder zu ihren Schlafplätzen auf.

Hier irgendwo mußte auch der Einstieg zur Gruft der Verdammten sein. Bisher war ich ohne Licht ausgekommen, nun mußte mir die lichtstarke Bleistiftleuchte helfen.

In ihrem Strahl tanzten unzählige Staubpartikel. Der Kegel fiel auf das Geröll, das einmal die Treppe im Turm gewesen war. Die Stufen, die im Turm in die Tiefe führten, waren noch alle vorhanden, soweit ich das beurteilen konnte.

Sehr vorsichtig und stets leuchtend machte ich mich an den Abstieg. Der Hauch von Moder wehte mir entgegen. Er war der Hinweis dafür, daß ich mich auf dem richtigen Weg befand.

An den Wänden klebte der Dreck als dicker Schmierfilm. Die Enge bedrückte mich irgendwie. Ich hatte das Gefühl, in eine Röhre zu steigen, aus der es keinen Ausweg gab.

Nach der dritten Wendel erfaßte der Lichtstrahl das Ende der Treppe. Dort mußte sich die Totengruft befinden.

Der Eingang zur Gruft, der von innen her von den Verdammten in die Wand geschlagen worden war, lag vor mir.

Der Modergeruch nahm zu. Penetrant und fahnengleich hing er in meiner unmittelbaren Nähe.

Er drehte mir fast den Magen um und wirkte wie eine letzte

Warnung, nicht näherzutreten.

Ich ignorierte sie und schob mich auf das große Loch in der Felsenwand zu. Dahinter lag noch die Finsternis. Schwarz, wattig, undurchdringlich. Dies änderte sich sehr schnell, als der Strahl meiner Lampe hineinstach und sie aufriß.

Ich sah weder Särge noch Sarkophage. Diejenigen, die hier vor langer Zeit eingemauert worden waren, hatten keine Begräbnisstätten bekommen. Sie waren irgendwann einmal, dort wo sie standen, zusammengebrochen und vergangen.

Ich betrat die Totengruft mit klopfendem Herzen. Sie war sehr groß, das erkannte ich sofort. Schwer wie Blei hing in ihr der furchtbare Modergeruch.

War sie auch leer?

Ich hatte erst vorgehabt, mir ein Taschentuch vor die Lippen zu pressen. Das ließ ich bleiben, es hätte mich nur zu sehr behindert. So atmete ich flach durch die Nase.

Etwas strich über mein Gesicht. Wahrscheinlich Spinnweben, die ich nicht sah.

Sehr langsam ließ ich den Kegel der Lampe über den Boden wandern. Ich bekam viel zu sehen. Erde, Geröll, Schmutz, kleine Kriechtiere, auch dicke Spinnen, nur keine lebende Templer-Leiche.

Auch keine Spur von Glenda oder Sir James. Diese Totengruft war von den Verdammten verlassen worden.

Mit sicherer Bewegung überstieg ich einen im Weg liegenden Stein, wollte den Arm mit der Lampe anheben und erstarrte in der Bewegung, weil ich ein Geräusch vernommen hatte.

Angespannt blieb ich stehen. Da es sehr leise aufgeklungen war, konnte ich nicht richtig ausmachen, um was es sich handelte. War es ein Weinen, ein Schreien oder Jaulen?

Hatte es ein Mensch oder ein Tier ausgestoßen?

Jedenfalls war die Totengruft nicht so leer, wie ich zuerst

angenommen hatte.

Das Geräusch, so klagend und schrecklich es sich auch anhörte, gab mir trotzdem Mut, tiefer in die unheimliche Gruft hineinzugehen. Vielleicht wartete jemand auf mich.

Ich rief in die Dunkelheit. Namen nannte ich nicht. Mein lautes »Hallo« schwang als schauriges Echo durch die Totengruft, bevor es verhallte. Der Ruf blieb ohne Antwort.

Drei Schritte später wiederholte ich ihn noch einmal. Wieder wirkte die Höhle wie ein Trichter, der den Ruf noch verstärkte. Diesmal stark genug, daß ich auch Antwort bekam.

Es war eine Frauenstimme, die irgendwo in der Finsternis fragend meinen Namen rief. »Johnnnn?« Ich schrak zusammen. Glenda hatte gerufen!

Im ersten Aufwallen eines Gefühls der Erleichterung wollte ich losrennen und sehen, wo sich Glenda befand und was mit ihr geschehen war. Nein, das wäre genau falsch gewesen. Glenda befand sich in Basil Hartfords Gewalt, der wiederum wollte an mich herankommen, und das über Glenda.

Also konnte es eine Falle sein.

Deshalb blieb ich dort stehen, wo ich mich befand, und rief die nächste Frage in die Finsternis. Die Lampe hatte ich sicherheitshalber gelöscht.

»Glenda, wo bist du? Wieso hast du bemerkt, daß ich es bin, der die Höhle betreten hat?«

Meine Stimme schwang erst aus, bevor mir Glenda eine Antwort gab.

»Ich fühlte es, John, ich habe das Licht gesehen. Keiner traut sich her, nur du...«

Ich verzog die Mundwinkel. Die Antwort war gut, dennoch würde sie mir nicht ausreichen.

»Kannst du nicht kommen?«

»Nein!«

»Weshalb nicht? Hält man dich gefangen? Ist dieser Basil Hartford etwa bei dir?«

»Du mußt kommen, John, nur du.«

»Hält man dich gefangen?«

»Komm, bitte...« Ihre Stimme hatte eine andere Tonlage angenommen. Sie klang jetzt gequält. Wer immer eine Falle für mich aufgebaut haben mochte und wie immer sie auch aussah, Glenda Perkins war in diesen Augenblicken wichtiger als alles andere auf der Welt. Wenigstens für mich.

Bei Aktionen wie diesen drängte immer die Zeit. Ich überstürzte dennoch nichts, bewegte nicht nur die Beine, auch den rechten Arm mit der Lampe.

Der Kegel beschrieb einen Kreis. Er huschte über den Untergrund, aber auch halbhoch darüber, glitt an schwarzen, feuchten Wänden entlang, tauchte tief in das Dunkel, ließ große Spinnennetze flirren, als wären sie von innen beleuchtet und erreichte das Ziel, das ich so sehr gesucht hatte.

Glenda!

Ich blieb wie angenagelt stehen, weil ich damit nicht gerechnet hätte. Glenda stand nicht, sie lag auch nicht. Sie befand sich in einer Schräglage, ohne sich rühren zu können.

Jemand hatte sie an ein übergroßes, steinernes Templerkreuz gefesselt, auf dessen oberen Balken Baphomeths widerliche Fratze glühte.

Ein entweihtes Kreuz!

Wer immer es getan haben mochte - wahrscheinlich war es Hartford gewesen —, der kannte sich aus.

Das Templer-Kreuz ist nicht mit dem normalen zu vergleichen. Es

sieht gedrungen aus und besitzt Ähnlichkeit mit einem vierblättrigen Kleeblatt. Seine Arme sind gleich lang und gleich breit. Bei den Kreuzzügen haben es die Templer stolz auf ihren Fahnen getragen und diese wild geschwungen, als sie gegen die Ungläubigen ritten, um die Stadt Jerusalem zu befreien.

Doch dieses Kreuz hier besaß das Zeichen des Bösen. Die Fratze eines widerlichen Dämons, dem sich eine Templergruppe angeschlossen hatte: Baphometh.

In alter Zeit war unter seinem Namen enorm viel Unheil angerichtet worden, und dies sollte sich in der Gegenwart wiederholen, wenn es nach dem Willen der gefährlichen und satanischen Templergruppe ging, der ich bereits mit dem Auffinden des Dunklen Grals einen Riegel vorgesetzt hatte.[\[1\]](#)

Es war mir gelungen, Baphometh zu vertreiben, zurückzustoßen in unheimliche Reiche, nun kroch er wieder hervor, wie mir die widerliche Fratze anzeigte.

Das Templerkreuz und Baphometh!

Eine Verbindung, die es eigentlich nicht geben durfte, die aber trotzdem nicht so weit hergeholt worden war, denn im Jahre 1932 hatte ein Esoteriker aus einem geheimnisvollen Wort- und Buchstabenquadrat alle Buchstaben außer A und B gestrichen, so daß man darin das Templerkreuz einzeichnen konnte.

Ein B blieb immer übrig. Und das genau in der Mitte des Kreuzes. So war dieser Buchstabe das Synonym für den Namen Baphometh. Spekulationen, gewiß, aber in diesem Fall zu einer Tatsache geworden. Das Kreuz, das aus zwei heraldischen Figuren bestand, die man Fyrfos nennt, stand gekippt. Glenda, die am Kreuz gefesselt war, befand sich in einer Rückenlage. Sie konnte mich nicht direkt sehen, da sie gegen die Decke starrte.

Ich lief noch nicht auf sie zu. Rechts und links des Kreuzes leuchtete ich die unmittelbare Umgebung ab, weil ich damit rechnete, einen

alten Bekannten zu sehen, doch der weiße Lichtstreifen glitt nur über das Geröll auf dem Boden der moderdurchwehten Totengruft.

»Bitte, John, komm zu mir. Ich... ich friere so...«

»Keine Sorge, Mädchen, ich bin gleich da. Wo steckt er? Wo ist Basil Hartford?«

»Ich weiß es nicht.«

»War er hier in der Gruft?«

»Ja.«

»Ist er mit den anderen gegangen oder geritten? Weißt du das? Hast du es gesehen?«

»Ich... ich konnte nicht darauf achten.«

»Kannst du mir sonst noch etwas sagen, Glenda?«

»Er wußte, daß du kommen würdest. Er hat stets gesagt, daß du sehr schlau bist und dich auf die Fährte setzen würdest. Du könntest den Weg nicht verfehlen.«

Ich war während der Unterhaltung auf Glenda zugegangen. Sehr dicht blieb ich vor ihr stehen. Sie blinzelte, als sie in das Licht meiner Lampe schaute und geblendet wurde.

Ich lächelte sie an.

Ihre Lippen zuckten, als sie zurücklächeln wollte. Sie sah erschöpft aus, war verschmutzt, und in ihren Augen glitzerten die Tränen. »Hat man dich gequält?« fragte ich leise.

»Nicht, keine Folter. Aber er hat mich mit Draht festgebunden. Dieses Kreuz ist verdammt, es ist heiß. Ich spüre es, wie es in mir ist. Das Böse — Baphometh. Und ich... ich rieche den Moder. Er ist einfach überall, auch bei mir.«

»Sir James«, sagte ich. »Was ist mit ihm?« Gleichzeitig bückte ich mich, weil ich die Fesseln unter den Figuren lösen wollte. Dort mußten sie einfach verknotet sein, denn über Glendas Arm- und Beingelenke waren nur die normalen blanken Drähte gezogen.

»Rieche ich noch, John?«

»Ich weiß es nicht.«

»Bitte...«

»In dieser Gruft liegt ein permanenter Modergeruch. Ich kann es nicht herausfinden.«

»Aber ich fühle mich so«, sagte sie stockend. »Ich... ich bin gar kein Mensch mehr. Man hat mir etwas genommen. Vielleicht sogar die Seele. Kannst du dir das vorstellen, John?«

Ihre Stimme bebte.

Ich wollte Glenda nicht noch stärker beunruhigen und sagte deshalb:

»Keine Sorge, Mädchen, ich kriege dich hier heraus.« Mit der Lampe strahlte ich gegen die Unterseite des Templerkreuzes und entdeckte dort endlich die Stellen, an denen die Drähte befestigt waren.

»Ich werde sie lösen, Glenda. Moment noch Geduld.«

»Beeil dich, John. Ich habe Angst. Das kann schiefgehen. Mein Gefühl, es sagt mir...«

»Ja, ja...«

Ich hatte die Lampe zwischen die Zähne geklemmt, um beide Hände freizuhaben. Der Draht war zwar dünn, aber sehr stark und dementsprechend sperrig, so daß ich meine Mühe hatte, die Knoten überhaupt auseinanderzudrehen. Einige Male schnitt der Draht tief in das Fleisch meiner Finger. Fast so hart, daß er die Haut schon aufriß, aber ich ließ nicht locker und schaffte es sicher, die Knoten an den Handgelenken zu öffnen.

Jetzt nur mehr die Füße.

»John, die Fratze...«

»Was ist mit ihr?«

»Sie leuchtete auf. Viel stärker als gewöhnlich. Ich spüre ihre Macht. Es ist furchtbar. Baphomeths Geist, er...« Ihre Stimme erstickte plötzlich. Ich kümmerte mich nicht mehr um die Fußfesseln,

sondern tauchte wieder auf.

Glenda hatte sich nicht getäuscht. Widerlich leuchtete die Fratze Baphomeths. Das tiefe Rot sah aus wie flüssiges Blut, das sich über das Kreuz und Glendas Gesicht verteilte. Die Karfunkelaugen besaßen einen kalten, blauen Schein, die Hörner wuchsen aus der breiten Stirn wie gekrümmte Lanzen, das Maul stand offen, der angedeutete Ziegenbart zitterte.

Ich holte mein Kreuz hervor.

Damit konnte ich Baphomeths Fratze zerstören und das Böse aus dem Kreuz treiben.

»Laß es sein, Sinclair!« peitschte die Stimme des Basil Hartford durch die Totengruft. »Oder willst du, daß die Hitze deine kleine Freundin zu Asche verbrennt...?«

Der Superintendent mußte die Worte gehört haben. Jeder Mensch wäre stehengeblieben, er aber nicht.

Ohne den Schritt auch nur um eine Idee zu verzögern, ging er weiter auf Suko zu.

Der begriff die Welt nicht mehr. Er war stehengeblieben und erwartete seinen Chef. Einen völlig veränderten Vorgesetzten! Gezeichnet durch die Macht des Bösen, die Kraft der Verfluchten und möglicherweise so seelenlos wie die übrigen Bewohner von Bury.

Sir James ging mit langsamen, schleppenden Schritten. Er hielt den Kopf gesenkt, schaute vor sich auf den Boden, als suche er etwas Bestimmtes. Bei jeder Gehbewegung pendelten auch seine Arme. Er schwang sie so vor, als würden sie überhaupt nicht zu ihm gehören. Die Distanz verkürzte sich immer mehr. Eigentlich hätte Sir James den Inspektor jetzt sehen müssen, weil ihn schon dessen Schatten berührte, er ging trotzdem weiter.

»Sir James!« Suko sprach ihn an. Zunächst mit leiser, dann mit

lauterer Stimme.

Der Superintendent schrak zusammen. Er blieb stehen wie eine automatische Puppe, deren Aufzug abgelaufen war. Einen langen Schritt vor Suko kam er zur Ruhe.

»Bitte, Sir James...«

Sukos Chef hob den Kopf. Auch sehr langsam und bedächtig, als lausche er bestimmten Worten. Er konnte Suko ins Gesicht schauen, und der Inspektor erschrak.

Wie hatte sich Sir James verändert!

Es lag nicht allein an den Schatten der Dämmerung, die das Gesicht streiften. Hinter der Brille wirkten die Augen wie zwei müde, beinahe leblose Kugeln. Es war kein Gefühl darin zu erkennen. Man hatte diesem Mann tatsächlich die Seele geraubt.

Die Wangen waren eingefallen und durch Falten gezeichnet. Dabei sah die grau gewordene Haut so aus, als könnte sie jeden Augenblick abfallen und blanke Knochen freilegen.

»Erkennen Sie mich, Sir James? Ich bin es! Suko!«

Der Superintendent reagierte abermals nicht. Er stand nur da und schien nach innen zu lauschen. Einmal nur zuckten seine Lippen. Da sah es aus, als wollte er sprechen.

Suko war in diesem Augenblick überfordert. Daß Sir James die Seiten gewechselt hatte, wollte er einfach nicht wahrhaben. Nur, weshalb reagierte der Mann nicht?

Hörte er ihn nicht? Befand sich sein Geist in einer anderen, sehr fernen Welt?

Suko startete einen erneuten Versuch. Er griff nach Sir James' rechter Hand und hob den Arm an. Die Haut besaß kaum noch Wärme. Sie war zwar nicht so kalt wie die eines Toten, viel aber fehlte nicht mehr.

»Hat Hartford Ihnen das angetan, Sir James? Bitte, sagen Sie es mir. War Hartford hier?«

»Ich weiß es nicht...«

»Wo ist Glenda?«

Der Superintendent schaute auf. Er flüsterte den Namen nach und versuchte, sich zu erinnern. »Ich kann es nicht sagen. Nie gesehen, nie gehört. Baphometh, Templer... sie werden kommen. Sie haben ihre Gräber verlassen. Sie werden in die Stadt reiten und uns zu den ihrigen machen. Ich warte auf sie. Ich will sie empfangen...«

»Wann kommen die Loten?« fragte Suko.

»In der Nacht. Die Dunkelheit. Ich habe mit ihnen gesprochen. Ich spüre ihre Geister. Sie dringen ein, sie ergreifen von uns Besitz. Sie übernehmen uns...«

Suko suchte verzweifelt nach einem Plan, wie er das große Unheil von Sir James abwenden konnte. Er mußte ihn in Sicherheit bringen, aber wo sollte er das in diesem Ort tun? Wo gab es das Versteck, das keiner der lebenden Templer-Toten fand?

Er hatte keine Ahnung.

Bisher kannte er nur den Gasthof und den Keller, in dem sich die Familie aufhielt. Ansonsten hatte er niemandem einen Besuch abgestattet. Während er noch nachdachte, hörte er ein bekanntes Geräusch. Es wehte durch die Stille und näherte sich vom Ortseingang. Zwei helle Augen tanzten in der Finsternis. Blasses Licht streifte die Straße, zwei Scheinwerfer.

War das eine Hilfe?

Suko schaute noch einmal auf seinen Chef und entschied sich dafür, ihn allein zu lassen. Auch als er seine Hand von Sir James löste und auf die Straße trat, traf der Superintendent keinerlei Anstalten, ihm zu folgen. Er blieb, wo er stand.

Nach Einfahrt in den Ort hatte der Wagen sein Tempo verlangsamt. Der Fahrer hatte den Inspektor bereits gesehen, der auf der Straßenmitte stand und mit beiden Armen winkte.

Für einen Moment umstrahlte das Fernlicht den Chinesen, dann

verschwand es wieder. Suko konnte erkennen, daß es sich um einen schweren Bentley handelte.

Mitten auf der Fahrbahn kam er zum Stehen. Die Scheinwerfer erloschen, eine Tür am Fond wurde von innen her aufgedrückt, wie auch die an der Fahrerseite.

Zwei Personen verließen das Fahrzeug.

Ein Mann und eine Frau.

Die Frau kannte Suko nicht, dafür den Mann, der trotz seines hohen Alters noch hochaufgerichtet daherschritt.

Es war Morton F. Hartford!

Die Überraschungen rissen einfach nicht ab. Suko stand da und schüttelte den Kopf. Er schaute zu, wie die Frau - sie mochte ungefähr 40 sein - ihren Arm in die Ellbogenbeuge des alten Mannes legte und ihn führen wollte.

»Laß das, Diana, ich kann allein gehen.«

»Aber...«

»Nein, keine Widerrede!«

Suko hatte sich noch nicht eingemischt. Er beobachtete die beiden. Die Frau war sehr attraktiv. Sie trug ein grünes, eng geschnittenes Reisekostüm. Ihre Haare glichen einer blauschwarzen Flut, die den Kopf umgaben wie ein Meer. In der Düsternis wirkte das Gesicht etwas blaß. Möglicherweise war es auch so bleich geschminkt. Genaueres konnte Suko nicht erkennen.

»Da sind Sie ja!« sagte Hartford. Er lachte leise. »Ich hatte mir gedacht, Sie hier zu treffen. Wo ist Ihr Kollege?«

»Wahrscheinlich schon auf Hartford Castle.« Morton schluckte. »Dann hat er der Totengruft einen Besuch abgestattet?«

»Damit rechne ich!«

Der alte Mann atmete tief ein. Dabei strich er über sein schlohweißes Haar und drehte sich auf der Stelle. »Wenn ich mich

hier umschaue, kommt es mir vor, als wäre der Ort ausgestorben, von den Bewohnern verlassen, einfach tot. Habe ich recht?«

»Fast, Sir.«

»Erklären Sie das, Inspektor.«

»Die Bewohner sind noch da, aber sie halten sich in ihren Kellern versteckt. Das nicht ohne Grund, denn sie haben bereits Besuch bekommen. Sie waren da, verstehen Sie?«

»Wer war hier?«

»Die Verdammten der Totengruft. Sie sind in den Ort gekommen und haben den Bewohnern die Seele geraubt. Sie sind dabei, die Menschen zu Marionetten des Teufels zu machen. Ein Templer-Teufel namens Basil Hartford. Ihr Sohn, der aus seinem Sarg geklettert ist, hat das Kommando übernommen. Beim Yard hat es nicht ganz geklappt, sich als neuer Kollege einzuschleichen. Hier macht er weiter, vielmehr versucht er es. Und er hat bereits Erfolge errungen, wie wir leider haben sehen können. Die Menschen kommen vor Angst um.«

Der alte Mann nickte. »Mein Sohn«, sagte er mit leiser Stimme. »Ein Toter, der lebt. Und neben mir steht seine Witwe. Kann man das begreifen? Ich schaffe es nicht.«

Suko schaute die Frau an, die einen kleinen Schritt vorging. »Ja, ich bin Diana Hartford.« Ihre Stimme klang sehr leise, zurückhaltend, und sie hielt den Kopf gegen den Wind. »Es riecht wie in alten, offenen Gräbern«, sagte sie.

»Das ist der Moder, Diana«, erklärte Hartford. »Der schreckliche Moder, ein Gruß des Todes, der alles zudecken wird.«

»Und dies noch in der folgenden Nacht«, sagte Suko. »Daran sollte man denken.«

»Wird mein Sohn auch hier erscheinen, Inspektor?«

»Er ist der Anführer.«

Hartford nickte. »Ja, dann wird er sie anführen, falls nicht etwas

geschehen ist.«

»Richtig. John Sinclair ist zur Burg gegangen. Möglicherweise hat er etwas erreicht.«

»Das will ich hoffen. Er soll ihn vernichten. Untotes Leben hat kein Recht auf eine Existenz. So sehe ich es.«

»Dann sehen Sie es nicht falsch, Sir.«

Der alte Mann schaute an Suko vorbei. »Meine Augen sind nicht mehr die besten, doch hinter Ihnen könnte jemand stehen, den auch ich kenne oder zumindest schon in London gesehen habe.«

»Es ist Sir James Powell!«

Morton F. Hartford schrak zusammen. »Der Superintendent vom Yard?«

»Unser Chef, Sir.«

Hartford ballte die rechte Hand zur Faust, bevor er sich an seine Schwiegertochter wandte. »Es wäre besser gewesen, Diana, wenn du mich nicht begleitet hättest. In diesem Ort hat das Grauen seine Tore geöffnet und wird die Menschen vernichten.«

»Nein, Vater! Ich will ihn sehen. Ich will meinen Mann sehen. Ich möchte Klarheit haben.«

»Sie wird grausam sein!« sagte auch Suko.

»Ich bin darauf vorbereitet. Sie können sich auf mich verlassen, ich werde nicht in Ohnmacht fallen. Im Gegensatz zu vielen anderen reichen Frauen bin ich kein Zuckerpüppchen. Mein Mann hat mich kennengelernt, da war ich Oberschwester in einem Krankenhaus. Ich kippe nicht um, wenn ich Blut sehe.«

Während sie mit Suko sprach, war ihr Schwiegervater auf Sir James zugegangen. Er sprach ihn an. »Hören Sie mich, Sir James? Erkennen Sie mich?«

Er bekam auch Antwort. Nur anders, als er gedacht hatte. »Die Toten kommen. Sie sind unterwegs. Ich spüre sie. Es ist die Kälte des Grabes, die ihnen vorauselt.«

»Können wir sie stoppen?«

»Sie zerstören, sie reißen an sich...«

»Ist Basil auch dabei, Sir James? Ist er ihr Anführer? Sie wissen es. Sie müssen es wissen.« Der alte Mann hatte beide Hände auf die Schultern des Superintendenten gelegt und starrte ihm ins Gesicht.
»Sagen Sie es bitte.«

Der Superintendent schaute sein Gegenüber zwar an, er starrte trotzdem ins Leere. »Nein!« antwortete er. »Nein, ich weiß nichts. Ich weiß nur, daß sie kommen werden.«

Morton F. Hartford ließ Sir James los. Kopfschüttelnd wandte er sich ab.

»Das ist ja schrecklich«, sagte er zu Suko und seiner Schwiegertochter.

»Das ist unerklärlich...« Er schaute zum Himmel und danach auf seine Uhr. »Wir haben noch etwas Zeit. Es wird bald dämmern, aber die Nacht und die Dunkelheit...«

»Mr. Hartford, man hat uns keine Uhrzeit genannt«, sagte Suko. »Sie können plötzlich erscheinen, die Stadt überfallen und alles vernichten, was sich ihnen in den Weg stellt.«

»Wollen sie tatsächlich Menschen töten?«

»Es sieht so aus.«

Der alte Mann holte tief Luft. »Das kann ich nicht glauben. Nennen Sie mir ein Motiv.«

»Ich kann nur spekulieren.«

»Dann tun Sie es, Inspektor.«

»Sie sind in den Ort eingefallen, um die Seelen der Menschen zu rauben. Noch sind diese Menschen nicht so geworden, wie es die alten Templer-Zombies sind. Doch bei einem zweiten und dritten Angriff werden sie immer stärker den Verfluchten der Totengruft gleichen.«

»Und die anderen?«

»Bekommen möglicherweise ihr menschliches Aussehen zurück. Es wird einen Wechsel geben, einen Austausch. Das ist meine Ansicht.«

»Sie können das beweisen?«

»Zum Glück nicht. Ich nehme nur an, daß alles darauf hinausläuft. Ihnen würde ich raten, sich zurückzuhalten, Sir. Das gilt auch für Ihre Schwiegertochter.«

»Das heißt, ich setze mich in meinen Wagen und verschwinde. So ist es doch gemeint - oder?«

»Es wäre das beste.«

»Nicht für mich, Inspektor. Ich mag zwar schon einige Jahrzehnte auf dem Buckel haben, doch ich gehöre noch immer zu denen, die so denken wie damals. Ich habe mir vieles erkämpfen müssen, ich bin vor keinem Menschen in die Knie gegangen und werde dies auch heute nicht tun. Reicht die Antwort?«

»Eigentlich schon.«

»Dann werden wir gemeinsam gegen die Pest ankämpfen.«

Morton F. Hartford mochte zwar gute Vorsätze haben, Suko blieb dennoch skeptisch. Er kannte die Wesen, der alte Mann nicht. Suko stand nicht zum erstenmal einem Zombie gegenüber. Mochten sie manchmal auch noch so verschieden sein, irgendwo waren sie alle gleich. Nur unterschieden sich diese hier von normalen lebenden Toten, in dem sie den Menschen die Seele nahmen, um einen Austausch vorzunehmen.

Diana Hartford strich durch ihr dichtes Haar. »Wo sollen wir uns aufhalten? Meinen Sie, daß es gut wäre, auf der Straße zu warten, bis sie erscheinen?«

Suko dachte darüber nach und entschied sich dagegen. »Nein, das ist nicht gut. Wir werden irgendwo in Deckung gehen.«

»Sie kennen sich aus«, sagte Hartford. »Machen Sie einen entsprechenden Vorschlag.«

»Im Gasthaus sind wir verhältnismäßig gut aufgehoben.«

»Ja, ein Whisky könnte nicht schaden«, erklärte der alte Mann. Er lachte knapp. »Nach der Aufregung kann ich einen kräftigen Schluck brauchen. Was wir hier erleben, das darf man fast niemandem sagen. Die Leute halten uns sonst für verrückt.«

»Was auch irgendwo stimmt«, stand Suko ihm bei. »Wer beschäftigt sich schon mit Geisterjagd?«

»Aber es gibt diese Pest, Inspektor. Deshalb ist es gut, daß es auch Leute wie Sie und diesen Sinclair gibt.«

»Ich widerspreche Ihnen nicht.«

»Sir James nehmen wir mit — oder?«

»Selbstverständlich.« Suko kümmerte sich um seinen Chef. Der Superintendent mußte einfach gehört haben, was gesprochen worden war. Nur hatte er nicht reagiert. Seine Lethargie wirkte schon beängstigend. Er wurde von Suko an die Hand genommen wie ein kleines Kind und über die Straße geführt. Die beiden Hartfords schlossen sich ihnen an.

»Es ist hier in der Nähe«, erklärte Suko. »Wir brauchen praktisch nur die Straße zu überqueren, dann haben wir es geschafft.«

»Das lange Laufen ist nicht meine Sache!«

Die Tür des Gasthauses war geschlossen. Suko rüttelte an der Klinke und drückte sie nach innen. Düsternis füllte den Raum. Vergeblich suchte der Insektor nach einem Lichtschalter. »Sind Sie noch da?« rief er in das Dämmer hinein.

Der Wirt gab keine Antwort. Wahrscheinlich hatte er sich auch in den Keller verkrochen.

Die Hartfords waren dem Inspektor ebenfalls gefolgt. »Warum machen Sie kein Licht?« rief Morton F.

»Ich habe keinen Schalter gefunden.«

»Aber ich.« Der Alte lachte krächzend. Dann machte es Klick, als er den Schalter umdrehte, viel heller wurde es nicht. Die Lampe an der Decke verdiente nicht mal den Namen trübe Funzel. Zwei Birnen

gaben eine Barbeleuchtung ab.

Hartford schaute sich um. »Erinnert mich an meine Jugend«, erzählte er.

»Ich habe einige Jahre in Schottland verbracht, da bin ich auch durch Kneipen wie diese gezogen. Hat sich nicht viel geändert.« Er nahm auf der Bank Platz und setzte sich so hin, daß er durch eines der Fenster schauen konnte und einen relativ guten Blick auf die Straße hatte.

»Noch nichts zu sehen«, meldete er. »Aber was ist mit dem Wirt? Will der Mann nichts verkaufen?«

»Vater, laß den Whisky!« sagte Diana.

»Kind, du bist noch zu jung, um zu wissen, was die richtige Medizin ist.«

»Ich weiß nur, was dir der Arzt gesagt hat.«

Herrisch winkte Morton F. ab. »Der alte Quacksalber stirbt noch vor mir, glaub mir das. Jetzt tu mir einen Gefallen und hole mir eine Flasche. Ich werde sie auch bezahlen.«

Diana warf Suko einen fragenden Blick zu. Der Inspektor nickte. Er hatte sich bisher um Sir James gekümmert und diesen auf einen der primitiven Stühle gedrückt, wo er regungslos sitzenblieb.

»Holen Sie die Flasche«, sagte Suko lächelnd.

Sie ging hinter den Tresen - und blieb abrupt stehen. Zwei, drei Sekunden verharrte sie in dieser Haltung, dann stieß sie einen ächzenden Laut aus und wankte zurück.

»Was ist?« Suko spritzte hoch.

Diana Hartford konnte nicht sprechen. Sie streckte nur den Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle, die von der Theke her nicht einzusehen war.

Suko rannte hin. Er ächzte nicht, er schrie auch nicht. Nur sein Blick wurde hart.

Hinter der Theke lag der Wirt. Die Hände und das Gesicht waren

geschwärzt. Nur die Fingernägel schimmerten noch hell. Bei ihm war der fürchterliche Seelentausch bereits vorgenommen worden. Und das hieß, daß sich die Verdammten aus der Totengruft im Ort befanden...

Sollte ich Glendas Leben aufs Spiel setzen?

Nein, das waren Baphometh und auch Hartford nicht wert. Ich wußte nicht, welche Waffe er noch besaß, nur stand Glenda unter seinem Einfluß, und das reichte.

»Geh weg da, Sinclair!«

Ich warf Glenda einen letzten Blick zu. Die Armfesseln hatte ich ihr lösen können, an den Beinen mußte sie noch den Draht spüren. Hoffentlich machte sie etwas aus ihrer Lage.

Dann schaute ich auf die Baphometh-Fratze! Mirkam es vor, als würde sie grinsen. Sie hatte es tatsächlich geschafft, das Templer-Kreuz in ihren Bann zu bekommen.

»Kann ich mich umdrehen?« fragte ich.

»Ja.«

Ich überstürzte nichts. Ich war auch nicht überrascht. Natürlich hatte ich damit rechnen müssen, daß man mich in der Totengruft überraschte, ich hatte es irgendwie auch gehofft und war froh, nur einen Gegner zu haben. Gegen die Masse der lebenden Toten wäre ich allein kaum angekommen.

Schon während meiner Drehung erkannte ich den blassen Schein im schrägen Winkel hinter mir. Von meiner Lampe, die ich wieder in der Hand hielt, stammte er nicht. Hartford mußte ebenfalls mit einer Lichtquelle ausgerüstet sein.

Er war es nicht, sondern selbst die Quelle. Er stand nicht einmal weit von mir entfernt, kaum zehn kleine Schritte, und ein blasser Lichtschimmer zeichnete seine Gestalt genau nach. Er umgab ihn wie ein dünner Vorhang. So wirkte diese Gestalt überirdisch. Er nickte mir zu. »So sehen wir uns wieder«, sagte er und lachte leise.

»Mir war klar, daß du die Spur finden würdest, Sinclair. Der Hauch von Moder war zu stark. Du hast ihn gerochen, alle haben ihn eigentlich gerochen, und einige sind in seinen Bann geraten. Wie Glenda Perkins und Sir James.«

»Ich aber nicht.«

»Nein, obwohl ich es wollte. Aber da gibt es etwas, das dich sehr gut geschützt hat.«

»Das Kreuz, ich weiß. Und Suko...?«

»Bei ihm war es eine andere Waffe, die ich nicht sehen konnte. Sie muß sehr alt und mächtig gewesen sein.«

Ich erklärte nicht, um welche Waffe es sich dabei gehandelt hatte. Suko trug einen Stab bei sich, der vom großen Religionsstifter Buddha stammte. Höchstwahrscheinlich hatte seine Aura einen Schutzmantel gebildet, den andere Menschen leider nicht besaßen.

»Wo sind deine Helfer, Hartford?«

»Verschwunden. Ich habe sie schon vorlaufen lassen. Wenn hier alles klar ist, werde ich ihnen in den Ort folgen, wo dann der Austausch stattfinden wird.«

»Für mich ist es mehr ein Raub!« hielt ich ihm entgegen. »Die lebenden Leichen wollen doch die Seelen der Menschen an sich reißen.«

»Richtig.«

»Und dann?«

»Werden aus ihnen wieder die Personen, die sie einmal waren. Sie kommen aus der Vergangenheit und sehen so aus, wie sie einmal ausgesehen haben. Verstehst du das? Sie regenerieren sich wieder. Schon bald laufen sie als normale Menschen umher. Keiner wird auf den Gedanken kommen, daß sie einmal anders gewesen waren.« Er lachte und breitete dabei die Arme aus. »Was man finden wird, sind die normalen Bewohner von Bury. Ein Plan, der todsicher ist.«

Ich konnte nicht widersprechen. Hartford hatte alles bis ins kleinste

hinein ausgeklügelt. Er war ein Besessener, er wollte Macht haben, und das würde er auch schaffen.

»Noch Fragen, Sinclair?«

»Ja, eine Menge.«

»Beeil dich, meine Zeit ist begrenzt.«

»Wieso konntest du den Sarg verlassen? Du bist kein Mensch, auch kein Dämon...«

Er hatte seinen Spaß. »Ich weiß, daß dich diese Antwort interessiert, wie ich zu dem geworden bin.«

»Sicher.«

»Das ist ganz einfach. Ich habe mich mit der Geschichte der Hartfords befaßt. Ich wußte, daß es dunkle Flecken in der Vergangenheit gab, und die wollte ich herausfinden. Ich stieß bei meinen Nachforschungen auf den Familienzweig, der verleugnet worden war, weil man mit ihm nichts zu tun haben wollte. Ich aber fand ihn interessant, denn diese Hartfords hatten sich mit Schwarzer Magie beschäftigt. Sie waren zu Templern geworden, aber zu Baphomeths Templern. Weil sie von den regulären Truppen der englischen Königin gejagt wurden und keinen Ausweg mehr sahen, baten sie darum, eingemauert zu werden. Das geschah auch. Bei lebendigem Leibe mauerte man sie zu. Nur wußten die meisten nichts von dem Trick, der dahintersteckte. Man mauerte nicht nur die Templer ein, auch das Kreuz, das du siehst. Dieses Templer-Kreuz war Baphometh geweiht. Es würde ihnen die Kraft geben, um zu überleben.«

»Und Hartford war der Anführer?«

»Ja, das ist richtig. Sogar ein Hartford namens Basil. Also bin ich prädestiniert, seine Nachfolge zu übernehmen. Mein Ahnherr faszinierte mich. Ich las alles über ihn, was mir in die Hände fiel, und ich beschloß, diesem alten Schloß einen Besuch abzustatten. Die Verfluchten der Totengruft waren für mich anders als alles andere.

Ich konnte es kaum erwarten, schlug in einer langen schweißtreibenden Arbeit die Mauer zur Totengruft ein und betrat sie. Der Hauch von Moder streifte mich. Ich sah sie liegen. Kreuz und quer. Über-und untereinander. Es war ein schreckliches Bild. Ein normaler Mensch wäre wahnsinnig geworden, nicht ich, da ich von ihnen fasziniert war. Genau das, was ich erwartete, bekam ich auch zu sehen. Und ich fand meinen Ahnherrn. Er war, wie jetzt deine Glenda, an das Templer-Kreuz gebunden, das unter dem Zeichen Baphomeths stand. Schon damals hatte die Fratze auf dem Stein geleuchtet. Baphomeths Kraft hatte meinem Ahnherrn geholfen, zu überleben. Er war nicht tot, er war zu einem Zombie geworden. Ich sah ihn, er sah mich, und ich spürte, was er wollte.«

»Den Seelen tausch?«

»Richtig, Sinclair. Ich war der erste, der den Seelentausch vornahm. Mein Ahnherr raubte meine Seele, saugte sie auf. Aber ich nahm auch etwas von ihm. Ein großes Wissen um die Magie der Templer, wir tauschten aus und befruchteten uns. So ist mit Baphomeths Hilfe aus zwei Personen eine geworden.«

»Moment«, sagte ich. »Soll das heißen, daß Basil Hartford tatsächlich zwei Hartfords sind?«

»Richtig.«

»Aber du bist gestorben?«

»Ja, ich starb. Ich siechte dahin. Man legte mich in den Sarg. Man begrub mich in der Familiengruft, ohne zu ahnen, daß ich zurückkommen würde.«

»Weshalb mußtest du sterben? Hat der Austausch nicht gereicht?«

»Baphometh wollte es so. Ich mußte ein Opfer bringen. Ich sollte beweisen, wie sehr ich ihm vertraute, deshalb mein Tod. Aber ich kehrte zurück, und ich bekam den ersten Auftrag. Gewisse Kräfte wissen, wo sich ihre Feinde aufhalten. Zu diesen Feinden zähle ich auch dich und dein Team, Sinclair. Ich wollte es ausrotten, deshalb

gelang es mir, mich bei euch einzuschleichen.«

»Als Toter?«

»Natürlich. Die Familie wußte davon nichts. Ich verhandelte auch nur mit bestimmten Personen. Dein Chef gehörte dazu. Sehr schnell konnte ich Sir James davon überzeugen, daß er mich hospitieren ließ. Ich fing also bei euch an. Der Hauch von Moder war plötzlich vorhanden. Er durchwehte auch eure Räume. Leider schon ein wenig früh. Ihr hättet es erst später merken sollen. Leider konnte ich dieses Manko nicht ausgleichen, so ist es eben früher zum großen Knall gekommen. Deine Sekretärin hat es erwischt, Sir James auch, die anderen werde ich mir noch holen. Für mich existieren keine Grenzen. Es gibt Dinge, die man nicht erklären kann. Das sind die transzendentalen Reisen. Ich schalte die Zeit aus. Kraft meiner Magie gelingt es mir, von einem Ort zum anderen zu kommen, ohne daß Zeit verstreicht. Was immer du gegen mich unternehmen willst, denke daran, wer sich von deinen Freunden in meiner Gewalt befindet oder unter meiner Kontrolle.«

»Mich warnte man.«

»Wer?«

Ich rückte jetzt mit der Sprache heraus. »Es war der Dunkle Gral, der mir anzeigte, daß etwas geschehen würde. Ich sah ein Gesicht in ihm. Es gehörte Héctor de Valois...«

Im blassen Licht sah ich deutlich, wie sich die Züge des Mannes verzerrten. »De Valois!« keuchte er. »Ja, ich kenne ihn. Ich habe von ihm gehört. Er zählte zu den Personen, die auf der Liste meines Ahnherrn standen. Sie waren Todfeinde. De Valois hatte die Trennung nicht nachvollzogen, er wollte nicht, weil er bestimmte Ideale besaß. Aber er hat verloren. Mich gibt es wieder, ihn nicht.«

Beim letzten Satz hatte sich seine Stimme verändert. Sie klang nicht mehr so scharf und metallisch, diesmal rauher und dunkler. Hatte so sein Ahnherr gesprochen?

Es mußte so sein, denn auch auf seinem Gesicht gab es eine Veränderung. Etwas schob sich darüber. Vielleicht ein Schatten, jedenfalls waren es andere Züge, so daß die eigentlichen sehr verzerrt und fremd aussahen. Ein Vorgang, den ich nicht richtig fassen konnte. Aus zwei Personen war eine geworden — Wahnsinn.

Ich lief auf ihn zu. Irgendwie mußte es zu einer Entscheidung kommen. Dagegen hatte Hartford etwas.

»Nein, Sinclair, so nicht.« Er streckte den rechten Arm aus. Die

»Stimme« bestand eigentlich aus zwei Stimmen. »Ich habe dir erklärt, daß Zeit und Entfernung für mich keine Rolle spielen, und das werde ich dir beweisen. Denk daran, Sinclair, daß deine Freundin sich unter meinem Einfluß befindet. Sie kann sehr leicht sterben, sehr leicht...«

Und er verschwand.

In der Zeit von Nichts löste er sich plötzlich auf. Plötzlich war er nicht mehr zu sehen. Er war einfach weg. Das Licht hatte für einen Moment heller gestrahlt, dann war es zusammengefallen, und nur mehr meine Lampe brannte.

Ich blieb sekundenlang unbeweglich auf der Stelle stehen und dachte über diesen Vorgang nach. Aber auch andere Gedanken überkamen mich. Konnte es möglich sein, daß mir dieser Gegner so überlegen war wie sonst kaum einer?

Ich hatte gegen viele Dämonen gekämpft, die meisten von ihnen auch besiegt, aber diese Doppelexistenz führte mich nach allen Regeln der Magie regelrecht vor.

Und es stimmte, daß er in Glenda und Sir James zwei wichtige Trümpfe besaß.

Sie war an das heraldische Templer-Kreuz gebunden, das unter Baphomeths Einfluß stand. Wenn ich mein Kreuz einsetzte, war es auch um Glenda geschehen.

Sie würde verbrennen, hatte man mir erklärt.

Das konnte durchaus stimmen. Nur würde aus ihrem Körper kein Feuer schlagen. Mir waren diese magischen Brandherde bekannt. Ich hatte selbst erlebt, wie Dämonen zerfielen. Sie waren plötzlich Staub, vergingen wie nichts. Ich drehte mich wieder um.

Der Lampenstrahl streifte Glenda, die alles mit angehört hatte. Sie schaute mich an. »Gibt es noch eine Chance, John?«

»Ich hoffe schon.«

»Und welche?«

»Erst einmal binde ich dich los.«

»Aber du wirst die Fratze über mir nicht zerstören — oder?«

»Nein, Glenda, die lasse ich.«

»Und danach? Was geschieht dann?«

»Das ist einfach. Wir werden zum Wagen gehen und zurück nach Bury fahren.«

»Aber da ist er.«

»Ich weiß, deshalb will ich ja hin. Ich muß ihn stellen, Glenda. Er oder ich. Dieser Hartford darf nicht überleben. Begreifst du das? Es wäre furchtbar.«

»Ja, das ist klar!« flüsterte Glenda. »Doch wer gerät dann in die schrecklichen Mühlen, Sir James oder ich?«

»Es muß einen Weg geben, euch da herauszuhalten, und den werde ich auch finden.«

»Viel Glück dabei.« Ihre Stimme versiegte.

Ich hatte mich wieder hingekniet und war unter das Kreuz getaucht, wo ich nach den dünnen Drähten suchte, die Glendas Fußfesseln umklammert hielten.

Diesmal hatte ich weniger Mühe mit den Drähten als beim Lösen der Armfesseln. Bevor Glenda herunterrutschen konnte, fing ich sie auf. Es fiel ihr schwer, stehenzubleiben. Sie mußte sich an mich stützen. Die lange Fesselung hatte für einen Blutstau gesorgt. Jetzt konnte der kostbare Saft wieder fließen, und das bereitete Glenda

Schmerzen.

»Wenn du nicht laufen kannst, werde ich dich auch tragen«, schlug ich ihr vor.

»Nein, John, nein, das schaffe ich schon.« Sie schaute noch einmal auf das Templer-Kreuz und besonders auf die Fratze des Dämons, den man als magische Quelle bezeichnen konnte, die einer Doppelexistenz stets neuen Nachschub gab.

»Läßt du sie?« fragte Glenda.

»Natürlich. Ich werde doch dein Leben nicht aufs Spiel setzen. Mir fällt schon eine Lösung ein.« Welche das war, wußte ich momentan nicht. Das Licht meiner Halogenlampe leuchtete uns den Weg aus der Totengruft. Jetzt, wo ich mich etwas entspannt hatte, nahm ich auch wieder den Geruch des Moders war.

Er war einfach widerlich. Ich ekelte mich vor ihm, aber ich konnte ihn auch nicht verschrecken.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Eine Finsternis, die auch nicht vom Schein des Mondes erhellt wurde. Sie lag wie eine dunkle Glocke über dem Land.

Ich ging mit Glenda zum Wagen. Sie konnte jetzt besser laufen und rutschte nicht einmal aus, als wir den ziemlich steilen Weg außerhalb der Burg hinabgingen.

»Meinst du, daß es richtig ist, was wir jetzt tun?« fragte Glenda, als ich die Autotür öffnete.

»Ja, ich bin davon überzeugt.«

Sie nickte nur, stieg ein und lächelte scheu. Als ich anfuhr, preßte Glenda ihre Hände gegen das Gesicht. Ob sie weinte, konnte ich nicht erkennen...

Suko wich zurück. Die anderen sprachen ihn nicht an. Sir James sagte ebenfalls nichts. Er hockte auf der harten Sitzfläche und starrte ins Leere.

»Was ist denn?« wollte Hartford wissen, der sich als erster wieder gefangen hatte.

Suko räusperte sich vor seiner Antwort. »Sie müssen bereits hier im Ort sein.«

»Diese... Toten?«

»Wer sonst.«

Hartford strich über sein Gesicht. »Das begreife ich nicht. Wir hätten sie hören und sehen müssen.«

»Kennen Sie den Begriff der Infiltration, Sir?«

»Natürlich.«

»So wird es hier gewesen sein. Sie sind heimlich gekommen, werden sich bestimmt im Ort verteilt haben...«

»Was ist mit den Menschen?« fragte Diana Hartford dazwischen.

»Bestimmt ist der Wirt nicht der einzige, der...«

Suko hob nur die Schultern. »Es sind einfach zu viele. Wir können nicht alle beschützen.«

»Und der Mörder? Kann er sich noch hier im Haus befinden?«

»Daran habe ich auch gerade gedacht, Mrs. Hartford. Ich werde auf jeden Fall nachschauen.«

»Sie lassen uns allein?«

»Nur für einen Moment.«

»Beruhige dich, Diana. Ich bin auch da.« Morton F. sprach mit scharfer Stimme. So leicht würde er sich nicht einschüchtern lassen, das stand fest.

Suko hatte eine schmale Tür entdeckt. Sie zeichnete sich in der Wand schräg hinter der Theke ab. Als er die aufstieß, roch er einen leichten Küchendunst. Er machte Licht, fand sich tatsächlich in einer Küche wieder, wo ein Gasherd, ein Schrank und ein Tisch standen. Ein Waschbecken gab es auch.

Der Zombie hielt sich nicht in diesem engen Raum auf. Er mußte, wenn er sich tatsächlich im Haus befand, woanders stecken. Suko

fand eine zweite Tür. Als er sie aufstieß und damit rechnete, in den Flur zu gelangen, war die Hand plötzlich da.

Eine bleiche Klaue, hinter der Suko schattenhaft das Gesicht des Wirtes erkannte.

Es war totenblaß, fast durchscheinend, aber es war nicht der Wirt, sondern sein Mörder, der eben das Aussehen des Toten angenommen hatte und auch nicht mehr atmete.

Suko zog sich blitzartig zurück. Er drehte sich um und zog seine Dämonenpeitsche.

Der Kreis war schnell geschlagen, die Riemen rutschten hervor, berührten den Boden, und Suko schlug sofort zu.

Er traf die untote Gestalt, als sie sich vorwarf. Ein harter Treffer schüttelte den anderen durch. Bevor er zu Boden fiel, platzte die Haut schon auf und entließ grau-schwarzen Qualm.

Der Zombie prallte auf den Tisch, rutschte zur Seite und blieb neben dem Möbelstück liegen.

Diesmal hatte er für alle Ewigkeiten seine Ruhe.

Der Kampf war nicht ohne Geräusche abgelaufen. Morton F. Hartford erschien in der Tür. Er warf einen Blick auf das Geschehen und nickte. Mehr Reaktion zeigte er nicht, denn er hatte sich sehr gut in der Gewalt.

»Das ist es also gewesen.«

»Genau das.«

»Und was machen Sie jetzt?«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob es noch Sinn hat, hier zu warten. Möglicherweise sollten wir damit beginnen, die Häuser zu durchsuchen. Vielleicht können wir jemanden retten. Die Menschen leben in einer ungeheuren Gefahr, von der sie selbst nur etwas ahnen können. Sie hoffen noch, das habe ich aus dem Gespräch entnommen. Diese Hoffnung sollten wir auch bestärken.«

»Meine Hilfe haben Sie.«

Suko zog seine Beretta.

»Wie ich Sie einschätze, können Sie mit einer Waffe umgehen, Sir?«

»Und wie ich das kann, mein Lieber.«

»Dann nehmen Sie die Pistole an sich. Sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir durch diese Geschosse Erfolge erringen können.«

»Sie meinen, daß geweihtes Silber die Untoten auslöscht?«

»So ist es.«

»Das habe ich mal gelesen«, sagte Morton F. Hartford und nahm die Waffe an sich. Er streckte den Arm aus, zielte an Suko vorbei und war zufrieden. »Ja, die liegt gut in der Hand.«

»Bitte nur schießen, wenn sich keine andere Möglichkeit mehr bietet. Die Kugeln stehen mir nicht unbegrenzt zur Verfügung.«

»Das versteht sich.«

Die beiden Männer verließen den engen Küchenraum wieder. Sie wurden von den anderen erwartet. Besonders Diana schaute sie mit fragenden und ängstlichen Blicken an.

»Es gibt ihn nicht mehr«, sagte ihr Schwiegervater.

»Wen?«

»Schon gut, Mädchen.«

Diana Hartford ließ nicht locker. »Dann war er da?«

»Ja.« Die Stimme des alten Mannes klang unwirsch. Erst jetzt entdeckte Diana die Waffe in seiner Hand.

Ihre Augen weiteten sich. »Wo hast du die her? Was willst du damit?«

»Ich habe sie ihm gegeben«, erklärte Suko. »Es wird die Zeit kommen, wo wir uns wehren müssen, Mrs. Hartford. Und es wird nicht leicht für uns werden, glauben Sie mir.«

»Was soll ich denn machen?«

Suko hob die Schultern. »Es ist schwer, einen Rat zu geben.

Versuchen Sie einfach, sich zu verstecken, mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Man darf Sie nicht entdecken.«

»Ja, wie Sie meinen.«

Suko wollte sich um Sir James kümmern. Er brauchte ihn nicht anzusprechen, der Superintendent stand mit einer ruckartigen Bewegung auf, als hätte man ihn hochgezogen.

Dann drehte er sich.

Suko blieb stehen. Er spürte, daß Sir James irgend etwas bemerkt hatte, was sie noch nicht wußten. Er räusperte sich, öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, schüttelte jedoch den Kopf und ging auf die Ausgangstür zu. Suko reagierte am schnellsten. Er versperrte ihm den Weg. »Wo wollen Sie hin, Sir?«

»Ich spüre es.«

»Was spüren Sie?«

»Die Verdammten der Totengruft sind unterwegs. Sie... sie werden bald hier eintreffen.«

»Mit Hartford?«

»Er muß dabei sein. Ich werde gehen. Ich spüre ihren Ruf. Sie erwarten mich.«

Noch stand Suko wie ein Fels und versperrte seinem Chef den Weg. Sollte er Sir James laufen lassen? Dann konnte es sein, daß der Superintendent in sein Verderben rannte.

Andererseits war es vielleicht besser, wenn er ihm freie Hand ließ und an seiner Seite blieb, um im Notfall sofort eingreifen zu können. Die Peitsche hatte er griffbereit in den Hosengürtel gesteckt, die drei Riemen waren ausgefahren.

Sir James wollte sich an ihm vorbeidrängen. Das brauchte er nicht mehr. Suko trat zur Seite und gab somit den Weg frei. Ohne ihn noch einmal anzuschauen, schritt Sir James nach draußen.

»Sie wollen mit, Inspektor?«

»Ich muß«, erwiderte Suko. »Allein kann ich ihn nicht gehen lassen.

Geben Sie uns Rückendeckung, Mr. Hartford.«

»Ja, ich werde es versuchen.«

Sir James hatte bereits einen kleinen Vorsprung errungen. Als Suko ins Freie trat, war noch nichts zu sehen. Er glaubte aber fest daran, daß der Modergeruch an Stärke zugenommen hatte.

Noch immer war die Straße leer. Inzwischen hatte die Dunkelheit die Dämmerung verschoben. Im Ort selbst brannten jetzt einige Lichter. Laternen, die vor manchen Häusern standen, aber auch Außenleuchten waren eingeschaltet. Sie alle warfen Lichtinseln auf die Fahrbahn. Sir James blieb an der Straße stehen. Suko hielt sich zwei Schritte hinter ihm. Er beobachtete die Gestalt seines Chefs und bekam mit, wie dieser den Kopf nach rechts drehte und in diese Richtung die Straße hochschaute. Von dort also würden sie erscheinen. Auch Suko und sein Freund John Sinclair hatten den Weg genommen. Der Inspektor dachte an John. Wie mochte es ihm in der Zwischenzeit ergangen sein? Die Horde hatte er nicht stoppen können. Suko hoffte nur, daß es den anderen nicht gelungen war, John unterzukriegen.

Nur das säuselnde Geräusch des Windes vernahm der Inspektor. Nicht einmal Tiere zeigten sich. Wenn es sie noch gab und sie nicht das gleiche Schicksal erlitten hatten wie die Katze, dann hielten auch sie sich versteckt.

»Sie kommen...«

Sir James sprach nicht Suko an. Er hatte wohl mehr zu sich selbst gesprochen und betrat nun die Fahrbahn. Er erinnerte an einen einsamen Westernheld, der auf seine Todfeinde wartete, um sie zu einem Duell aufzufordern.

Geräusche klangen auf...

Zunächst noch fern und ziemlich leise. Dann war das Trampeln von Schritten zu hören, das hohle Klappern irgendwelcher Pferdehufe, begleitet vom Geruch des über die Straße wehenden Moders. Suko

konnte nicht bis zum Ende des Dorfes schauen, seiner Ansicht nach mußten die Verdammten der Totengruft sich schon auf der Straße zwischen den Häusern bewegen, denn er vernahm auch die etwas hohl klingenden Echos, die von den Steinwänden zurückgeworfen wurden. Ein fahles Licht erschien.

Zunächst war es für Suko nur ein sich bewegender, langgestreckter Fleck, bis er die menschlichen Umrisse erkannte und auch sah, daß dieses Licht eine Gestalt umspielte.

Basil Hartford!

Er schritt tatsächlich an der Spitze dieser mörderischen Geistertruppe und mußte sich vorkommen wie ein Feldherr, dereine bestimmte Stadt einnehmen will.

Sir James hob seinen Arm und winkte.

Das Zeichen mußte von Hartford erkannt worden sein. Durch eine knappe Bewegung seinerseits sorgte er dafür, daß die Verdammten hinter ihm nicht mehr weitergingen.

Suko konnte die Gestalten nicht so genau erkennen. Sie verschwammen in der Düsternis und wirkten auf ihn wie eine kompakte, gespenstische Masse mit manchmal bleichen Gesichtern und von nebelverhangenen Fetzen umschmeichelt.

So hatte er sie auch aus der Ferne gesehen. Vergeblich versuchte er, sie zu zählen, es war einfach zu dunkel, er konnte sie kaum voneinander unterscheiden.

»Sir James!« hallte Hartfords Stimme durch den Ort. »Sie haben auf mich gewartet.«

»Ja.«

»Kommen Sie zu mir. Sie gehören jetzt zu meiner Truppe. Alle werden zu mir gehören.«

»Gehen Sie nicht!« warnte Suko. »Bleiben Sie stehen. Sie rennen in Ihr Verderben.«

Sir James hörte oder wollte nicht hören. Er drehte sich nach rechts,

um auf direktem Weg auf den Anführer der Horde zuzugehen. Suko konnte einfach nicht stehenbleiben. Er mußte Sir James schützen, und wenn er sich damit gegen die gesamte Meute stellte. Sehr rasch hatte er ihn eingeholt, blieb an seiner linken Seite und war von Hartford ebenfalls entdeckt worden.

»Ah, da ist ja der zweite unserer tapferen Geisterjäger!« rief der Mann und lachte. »Den ersten habe ich auch gesehen. Er trieb sich in der Totengruft herum und haderte mit seinem Schicksal, weil er es nicht schaffte, sein Liebchen zu befreien.«

»Lebt er?« rief Suko.

»Ja - noch.« Hartford breitete die Arme aus und ging den beiden entgegen.

Die Verfluchten blieben zurück. Dies hier wollte Hartford persönlich erledigen.

»Sie werden sterben, Suko, darauf können Sie sich verlassen. Es gibt keine Chance mehr für Sie.«

»Ich weiß nicht, Hartford. Ich werde jedenfalls...«

Was Suko noch alles wollte, das konnte er dem anderen nicht mehr mitteilen, denn hinter ihm klangen hastige Schritte auf. Eine Gestalt überholte die beiden. Eine schrille Frauenstimme rief: »Ich bin auch noch da, Basil!«

In diesem Augenblick stand Basil Hartford seiner eigenen Witwe gegenüber...

Selbst ihn, den lebenden Toten, konnte man noch überraschen. Mit dem Auftauchen der Frau hätte er niemals gerechnet. Unwillkürlich ging er einen Schritt zurück. »Du, Diana?«

»Ja, ich. Du hast es tatsächlich geschafft, mich zu täuschen. Ich habe an deinem Grab gestanden und geweint. Ich habe um dich getrauert, obwohl wir uns in der letzten Zeit deines normalen Lebens nicht mehr gut verstanden haben. Du bist einen eigenen, gefährlichen Weg

gegangen, der dich in den Tod führte.«

»Nein, ich stehe vor dir!«

»Als was denn?« schrie sie ihn an. »Als was stehst du vor mir? Als Leiche?« Ihre Stimme hallte über die Straße. Beinahe überschlug sie sich noch.

»Vielleicht als Leiche. Ich bin in einer Doppelfunktion hier. Ich bin ich selbst und gleichzeitig mein Ahnherr Basil Hartford, der nicht vermoderte. Er hat auf den Tag seiner Befreiung gewartet. Ich habe ihm dies ermöglicht. Er und ich sind eine Symbiose eingegangen, eine Existenzgemeinschaft. Wenn ihr mich anschaut, seht ihr eine Person. Tatsächlich aber bin ich zwei in einer. So genau ist es abgelaufen. Zwei Personen in einer. Damit bin ich unbesiegbar. Man kann uns nicht gleichzeitig töten, Inspektor, man kann es nicht. Du magst viele Siege errungen haben, diesmal bin ich besser. Das hat selbst dein Freund und Kumpan John Sinclair eingesehen.«

»Lebt er noch?«

Da lachte Hartford. »Ich weiß es nicht. Er hätte es fast geschafft, sein Liebchen zu töten. Es ist wunderbar. Man kann es kaum fassen und erklären. Ich, Basil Hartford, führe den Geisterjäger John Sinclair an der langen Leine. Meine Magie, die alte Magie der Templer, sie besteht noch immer, und Sinclair muß sich danach richten. Wenn er Baphomeths Zeichen löscht oder auch nur den Versuch macht, mich zu vernichten, werden auch diejenigen sterben, die unter meinen Bann geraten sind. Dabei denke ich an die Bewohner dieses Ortes und natürlich an Glenda Perkins und dich, Suko.«

Der Inspektor hatte genau zugehört. Wenn es stimmte, was dieser Hartford von sich gab, dann hatten sie verdammt schlechte Karten. Schlechter als je zuvor.

Noch nie waren sie in ein so teuflisch und fein gesponnenes Netz verstrickt gewesen.

Und Hartford freute sich. »Du sagst ja nichts, Inspektor! Hat es dir die Sprache verschlagen?« Er lachte weiter und schlug klatschend auf seine Oberschenkel. Dann änderte sich sein Blick, denn er hatte eine weitere Person erkannt, die den Schatten des Hauses verließ und auf die Straße trat.

Es war Morton F. Hartford!

»Sieh mal an!« rief Basil. »Da haben wir fast die gesamte Familie beisammen. Wie nett.«

Suko schaute kurz zurück. Den alte Mann hatte es nicht länger im Gasthaus gehalten. Er trat langsam auf die Straße und marschierte los. Jeder Schritt schien ihm Qualen zu bereiten. Er ging sehr, sehr langsam, sein Gesicht zeigte einen Ausdruck, der kaum zu beschreiben war. So konnte nur ein Vater seinen Sohn anschauen. Einen Sohn, den er einmal beerdigt hatte, der jetzt aber wieder vor ihm stand. Auch Basil sprach nicht mehr. Die Situation war einfach eine andere geworden, sie hatte sich verdichtet, verschlimmert, sie war auf eine makabre Weise grotesk geworden.

Der alte Mann hielt Sukos Waffe in der rechten Hand. Noch wies die Mündung zu Boden, und der Inspektor hoffte stark, daß Morton F. Hartford nicht durchdrehte.

Er schob sich an dem Inspektor und auch an Diana Hartford vorbei. Dann erst blieb er stehen.

Vater und Sohn starrten sich an.

Der alte Mann stand im Dunkel, während Basil nach wie vor von diesem bleichen Schein umflort wurde.

»Willst du auch zu mir kommen, Vater?« erkundigte sich Basil höhnisch.

»Ich reihe dich gern ein in meinen Kreis.«

»Nein, das werde ich auf keinen Fall. Ich verabscheue dich, Basil. Ich habe dir damals geraten, die Historie in Ruhe zu lassen und auf weitere Nachforschungen zu verzichten. Du hast nicht auf meinen

Ratschlag gehört. Die Folgen mußt du selbst tragen.«

»Ratschlag, alter Mann? Daß ich nicht lache. Nein, es war kein Ratschlag. Es war schon ein Befehl. Du wolltest nicht, daß ich gewisse Dinge herausfand. Die Familie sollte ihren Glorienschein behalten. Aber die interessantesten Sachen lagen in der Vergangenheit begraben — und sie waren nicht tot. Ich habe es herausgefunden, ich habe erlebt, wie mein Ahnherr mir positiv gegenüberstand und wir uns verbinden konnten. Ich werde die Hartfords wieder zu dem machen, was sie einmal waren. Reich, mächtig und Diener der Hölle.« Er breitete die Arme aus.

»Schau dich um, alter Mann. Schau dich nur um. Siehst du eine Person, die mich stoppen könnte? Selbst dieser overschlaue Sinclair hat dies eingesehen, daß es nicht so läuft. Und der Chinese muß auch zurückstecken. Ich bin König geworden, dank Baphometh, dank eines Basil Hartford und dank meiner großartigen Forschungen.«

Morton F. Hartford atmete röchelnd aus. »Nein, Basil, nein! Das Böse darf nicht gewinnen. Es kann nicht gewinnen. Wir alle sind stärker, wenn wir den Weg gemeinsam gehen. Wenn es niemandem gelingt, dich zu stoppen, so werde ich es übernehmen. Ich, dein Vater, Basil. Ich habe dich großgezogen, ich wollte aus dir einen anständigen Menschen machen. Ich habe versagt, leider. So muß ich die Konsequenzen tragen.«

Basil lachte seinen Vater an. »Dann trage sie doch. Los, trage die Konsequenzen!« Der alte Mann nickte.

Auch Suko war aufgefallen, wie sehr sich die Lage zugespitzt hatte. Er durfte sie einfach nicht eskalieren lassen. »Mr. Hartford, reißen Sie sich zusammen. Machen Sie keinen Unsinn!«

»Ich weiß, was ich zu tun habe, Inspektor. Ich weiß es genau, zum Henker!«

Er hob den rechten Arm an. Suko bereute es, ihm die Beretta überlassen zu haben.

Jetzt zielte die Mündung auf die Gestalt des Basil Hartford. »Ein Vater muß oft den schwierigen Weg gehen. Du bist nicht mein Sohn. Ich kann keinen Toten oder Untoten akzeptieren. Deshalb werde ich das tun, was getan werden muß!«

Basil Hartford lachte schallend. Suko wußte, daß er allen Grund dazu hatte.

Und dann schlug er zu!

Es passierte genau in der Sekunde, als der alte Mann seinen Zeigefinger krümmte.

Die Beretta entlud sich noch. Suko sah das blasse Mündungsfeuer. Die Kugel verfehlte jedoch Basil Hartford und jagte in den dunklen Himmel. Basil mußte lachen. Er fühlte sich wie auf einer Bühne, hatte die Arme ausgebreitet, war der King, der diese Situation eiskalt beherrschte und kontrollierte.

Morton F. Hartford aber brach fast zusammen. Er taumelte zur Seite, stöhnte unter den Schmerzen, weil ihn Sukos Handkante sehr hart getroffen hatte. Nach einigen Schritten hatte er sich wieder gefangen und drehte sich um.

Sein Gesicht war bleich. Angst zeichnete sich auf den Zügen ab und gleichzeitig Verwunderung. Diana lief hin. Sie stützte ihren Schwiegervater. »Warum?« ächzte dieser. »Warum haben Sie das getan, Inspektor?«

»Sie hätten uns in Teufels Küche gebracht. Ihr Sohn ist Ihnen über.«

»Und die Silberkugeln? Was ist damit? Sie sind doch für Wesen wie diese hier tödlich.«

»Nicht für Basil!«

»Es stimmt!« rief dieser laut. »Du hast es erfaßt, Chinese. Ich bestehe aus zwei Körpern. Habt ihr verstanden? Mein Ahnherr und ich sind in meiner Person vereinigt. Mich erschießt man nicht mit einer lächerlichen, geweihten Kugel...«

»Komm, Vater, komm...« Diana übernahm das Kommando. Sie führte den alten Mann zur Seite.

Suko aber wandte sich dem Gegner zu. »Es ist genug geredet worden«, hörte er Basils Stimme. »Jetzt werden Taten folgen.« Er drehte sich um und deutete auf die Horde der Zombies hinter sich. »Sie sind meine Getreuen. Sie wercien mir immer folgen, und ich Sorge dafür, daß sie sich die Seelen derer holen, die hier im Ort leben.« Er holte zu einer wilden Armbewegung aus. »Kommt, packt sie euch!«

Genau da hörten Suko und alle anderen ein ihnen bekanntes Geräusch. In den Ort fuhr ein Wagen mit aufgeblendeten Scheinwerfern. Obwohl Suko das Fabrikat nicht erkennen konnte, ging er davon aus, daß es sich um einen Rover handelte.

So ein Fahrzeug fuhr John Sinclair!

Auf dem Hinweg hatte ich noch verhalten fahren können. Dies ließ ich nun bleiben. Das Gelände war für den Rover das reinste Gift, aber ich nahm keine Rücksicht. Obwohl Glenda neben mir angeschnallt saß, klammerte sie sich immer wieder am Haltegriff fest, denn die Stöße schüttelten sie hart durch. Sie erinnerte mich manchmal an eine Puppe, denn sie sprach kein Wort. Vor der Reise hatte ich sie noch gewarnt, was auf sie zukommen würde, und das war nicht übertrieben gewesen.

Noch immer strömte Glenda diesen widerlichen Modergeruch ab. Er wurde auch nicht völlig von der frischen Nachtluft vertrieben, die durch das offene Fahrerfenster drang.

Den Abhang hatten wir hinter uns gelassen. Da ich das Fernlicht eingeschaltet hatte, kam ich mir vor, wie auf einer hellen Insel schwimmend, die uns begleitete.

Das Land wurde flacher, aber die Bodenfallen blieben. Schlaglöcher, Pfützen, Steine, die aus dem Untergrund

hervorschauten. Manchmal auch glitschige seifige Stellen, über die wir bei hoher Geschwindigkeit nur so hinwegrutschten.

Es war eine wahre Höllenfahrt, die ich angefangen hatte. Endlich hatten wir den schmalen Pfad erreicht, der in Richtung Bury führte. Es war ja keine Straße, auch hier paßte der Begriff Piste einfach besser.

Ich fuhr noch schneller.

Manchmal schlugen die Hindernisse gegen die Vorderachsen, dann sprang der Rover wie ein Tier und hüpfte über die Unebenheiten hinweg.

»Schaffen wir es?«

Ich lachte knapp. »Das weiß ich nicht.«

»Wenn ja, wie willst du gegen ein Wesen wie Basil Hartford angehen, John?«

»Noch keine Ahnung.«

»Reichen die Waffen nicht?«

»Doch, aber ich kann sie nicht einsetzen. Du würdest dein Leben verlieren und Sir James ebenfalls. Die Magie ist einfach zu stark. Wir stecken in einer Klemme. Die Vergangenheit und die Gegenwart sind in der Person des Basil Hartford eine Symbiose eingegangen. So etwas ist unbegreiflich, aber durch Magie möglich.«

»Dann mußt du sie trennen, John.«

»Sehr richtig. Aber wie?«

»Ich weiß es auch nicht. Wenn du ebenfalls diese Symbiose eingegangen wärest, dann könnte doch eine Chance bestehen.«

»Kann sein.«

Ich mußte mit dem Tempo etwas zurück, weil eine ziemlich enge Kurve auftauchte. Dabei dachte ich an Glendas letzte Worte. Irgend etwas hatte mich dabei positiv gestört.

Vergangenheit und Gegenwart - eine Trennung. Ja, das war nicht schlecht. Doch klappte das auch bei mir?

In meinem Hirn gab es plötzlich einen Kontakt. Zwei Dinge waren da zusammengekommen.

Eine Lösung?

Für mich hatte der Fall durch die Warnung des Dunklen Grals begonnen. Da hatte sich die Vergangenheit in der Gestalt des Hector de Valois in der Kugel gezeigt.

Nur waren wir getrennt gewesen und nicht zusammengewachsen wie Basil Hartford.

Ich hatte den Dunklen Gral mitgenommen. Jetzt würde ich ihn brauchen können.

Auch Basil Hartford hatte bereits von ihm gehört, und wahrscheinlich besaß er auch die entsprechende Furcht vor diesem geheimnisvollen Gegenstand.

Ich bremste. Glenda wurde von diesem Manöver überrascht. Sie fiel in den Gurt, der sie hielt. »Was ist, John? Weshalb fährst du nicht weiter?«

»Weil du mich auf eine Idee gebracht hast, Mädchen.« Mit einer heftigen Bewegung öffnete ich die Tür und tauchte aus dem Fahrzeug. Neben ihm blieb ich für einen Moment stehen. Ich glaubte genau dort, wo Bury lag, einen Lichtschein entdeckt zu haben, konnte mich aber auch ebensogut täuschen.

Im Kofferraum befand sich der Gral. Ich holte ihn hervor und nahm ihn mit zu mir.

Glenda bekam große Augen. »Das ist er!« hauchte sie. »Ich... ich will ihn nicht sehen!«

»Weshalb nicht?«

»Er macht mir angst.«

Verflixt, daran hatte ich nicht mehr gedacht. Natürlich, Glenda befand sich in Basil Hartfords Bann, obwohl sie neben mir völlig normal wirkte. Sie preßte sich wie ein verschüchtertes Reh in die Ecke. Eine Hand hielt sie vor ihre Augen.

Ich stellte den Dunklen Gral noch nicht weg. »Was ist los, Glenda? Was spürst du?«

»Er... er wühlte mich auf, John. Ich kann dir das nicht genau erklären, aber ich verbrenne innerlich. Er hat etwas an sich, glaub mir. Ich kann es nicht aushalten.«

Diesmal entschied ich mich gegen Glenda. Wenn sie auf den Gral schon so reagierte, wie mußte es erst Basil Hartford ergehen?

»Glenda!« sagte ich mit beschwörend klingender Stimme. »Ich kann auf den Gral nicht verzichten, verstehst du das?«

Sie ließ die Hand etwas sinken. »Nein, ich...«

»Es geht nicht, Glenda. Ich muß ihn mitnehmen. Nur so kann Basil Hartford gestoppt werden.«

»Und ich?«

»Du wirst aussteigen!«

Sie sah aus, als hätte sie mich nicht verstanden. »Was soll ich tun? Aussteigen?«

»Ja, aussteigen und hier in der Nähe bleiben. Halte dich vom Ort fern. Ich hole dich wieder.«

Sie wollte überlegen, ich konnte ihr keine Zeit lassen. »Steig aus, Mädchen, bitte!«

Da nickte sie und öffnete die Tür. Sie schlug sie wieder zu. Ihr Mund zuckte. Ich wußte, wie es in ihr aussah, aber es gab einfach keine andere Chance für mich. Selbst auf dem letzten Rest der Strecke hätte sie der Dunkle Gral noch fertiggemacht.

Ein letztes Winken von mir, ein Kopfnicken, dann gab ich wieder Gas. Es tat mir leid. Ich sah Glenda in der Dunkelheit verschwinden und hoffte, nichts falsch gemacht zu haben.

Der schwache Lichtschimmer war ein guter Orientierungspunkt. In der Dunkelheit können Entfernungen täuschen. So hatte auch ich das Gefühl, dem Licht kaum näherzukommen.

Ich ließ das Fernlicht brennen und war froh, als kurz vor Bury die

holprige Straße zu Ende war und die Ausbaustrecke begann. Noch mehr Gas!

Der Rover jagte dahin. Es schüttelte ihn durch. Noch wiegte er sich manchmal wie ein Schiff bei hohem Wellengang. Etwas schleifte auch über den Boden. Wahrscheinlich waren Teile des Auspuffs abgefallen. Das kümmerte mich nicht.

Die ersten Häuser erschienen. Rechts die Werkstatt, wo wir auf der Herfahrt den Mann mit dem Schraubenschlüssel gesehen hatten. Jetzt war alles leer und tot.

Vorbei!

Dann die nächsten Häuser. Sie standen dicht wie eine Wand. Hinter keinem Fenster brannte Licht.

Ich rollte jetzt langsamer dahin, schaute nach rechts und links. Noch immer fauchte Wind in den Wagen, er brachte auch ein mir bekanntes Geräusch mit.

Den Klang eines Schusses!

Wenn mich mein Gehör nicht getäuscht hatte, war wohl eine Beretta abgefeuert worden.

Mein Magen krampfte sich zusammen. Kam ich zu spät? Ich fuhr wieder schneller, glitt hinein in eine Kurve, erreichte die nächste Gerade, und das Licht der voll aufgeblendeten Scheinwerfer tauchte die unheimliche Horde in eine gespenstische Helligkeit.

Es waren die Verdammten aus der Totengruft!

Widerliche, abstoßende, furchtbare Gestalten. Einige von ihnen trugen noch dunkle Kutten, die mit weißen Spinnweben bedeckt waren. Sie hockten auf den Rücken magerer Mähren oder standen zusammen und glotzten aus grünlich weißen Augen in die blendende Fülle. Es waren mehr als zehn. Verdammt viele Gegner, und sie verwehrten mir den Blick auf ihren Anführer.

Mein rechter Fuß jagte das Bremspedal nach unten. Der Rover schlidderte etwas, die Pneus jaulten, dann stand der Wagen. Ich warf

mich fast hinaus, ließ die Tür offen, aber ich hatte nicht vergessen, den Dunklen Gral mitzunehmen.

Er hatte auch den Namen Kelch des Feuers besessen. Mit beiden Händen hielt ich ihn fest, wie eine kostbare Vase aus altem China-Porzellan. In der Öffnung lag die Kugel der Tanith, durch die die leider verstorbene Hellseherin in die Zeiten hatte schauen können, wo sich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft vermischten. Der Gral schlug ein wie eine Bombe. Das heißt, sein Anblick war für die Verdammten der Totengruft das reinste Gift. Ein Schwall von Modergeruch wehte mir entgegen, als ich auf die zuing. Hatten sie vor Sekunden noch eine kompakte Masse gebildet, so konnten sie jetzt nicht schnell genug verschwinden. Sie warfen sich zur Seite, sie stießen leise Schreie aus, sie behinderten sich gegenseitig und heulten um die Wette.

Ich bekam Platz und freie Sicht!

Zuerst wollte ich meinen Augen nicht trauen. Mit Suko hatte ich gerechnet, auch irgendwie mit Sir James, der sich jetzt zurückzog und nicht aufgehalten wurde. Morton F. Hartford und die mir unbekannte dunkelhaarige Frau hatte ich allerdings nicht hier erwartet. Aus dem Dorf stammte sie nicht. In Bury lief man nicht so elegant herum. Möglicherweise war sie eine nahestehende Verwandte der Hartfords und von Morton F. mitgebracht worden.

Und Basil war da!

Noch immer umflorte ihn das helle, kalt wirkende Licht. Zwei Personen in einer. Die Vergangenheit und die Gegenwart hatten sich zusammengefunden.

Konnte ich sie trennen?

Er starrte mich an. Ich hielt seinen Blicken stand. Die grünen Augen kamen mir vor wie in den Kopf geschobene Laternen. Ihr Licht war von einer nahezu grausamen Kälte. Pupillen waren keine vorhanden, nur diese beiden Kreise.

»Ich bin gekommen, Basil Hartford. Ich bin gekommen, um abzurechnen, hörst du?«

Er hatte mich verstanden. Meine Stimme war sehr laut gewesen. Die Worte klangen wie Trompetenstöße über die Straße, als wollten sie das Jüngste Gericht einläuten.

Basil Hartford sagte nichts. Der Schock mußte dieser Doppelexistenz tief in die Knochen gefahren sein.

Dafür zeigte Suko durch ein knappes Hochheben seiner rechten Hand an, daß er mich gesehen hatte.

Ich blieb stehen und stellte auch den Dunklen Gral ab. Jetzt erst zeigte Hartford Wirkung.

Er schwankte. Seine Hände fuhren hoch und legten sich um den Hals, als wollte er sich selbst erwürgen.

»Nun?«

Ich bekam noch immer keine Antwort. Die Aura um Hartfords Körper schwächte sich ab, blieb aber noch, so daß er nach wie vor zu erkennen war.

»Mir scheint«, sagte ich, »daß ich eine Waffe mitgebracht habe, um gegen einen Feind wie dich angehen zu können. Du lebst in einer Doppelexistenz, mir aber gehört der Dunkle Gral, er hat mich gewarnt, durch eine Person, die in mir wiedergeboren ist. So lebe auch ich praktisch in einer Doppelexistenz...«

Ich hatte diese Worte in der Hoffnung und im Vertrauen auf den Dunklen Gral dahingesagt, damit er mir zur Seite stand und mir durch Hector de Valois half.

Schaffte er es?

Mein Kopf schien plötzlich zerspringen zu wollen. Ich hörte ein Brausen innerhalb des Schädels, der Dunkle Gral gab einen goldenen Schein ab, der sich mit dem sanften Rot der Kugel vermischte.

»Es war gut, John, daß du den Gral eingesetzt hast. Ja, es war

gut...«

Ich hörte die Stimme und sah den Sprecher.

Hector de Valois, der alte Kämpfer für das Gute und Vorbesitzer des Grals zeigte sich.

Sein silbernes Skelett lag im Süden Frankreichs in der Kathedrale der Angst, doch sein Geist, der die Stufen des Jenseits durcheilte, hatte dieses Feld verlassen und war zurück in die Gegenwart gekehrt. Er stand neben mir.

An der rechten Seite hielt sich die durchscheinende Gestalt auf, die aus dem Gral gestiegen war.

Ein für uns altertümlich gekleideter Mann mit einem Wams, einem breiten Gürtel, dem Kettenhemd, dem Schwert an der Seite, den Stiefeln und den engen Beinhausen.

Auf dem Kopf trug er einen flachen Hut, an dessen hinterer Seite eine buschige Feder abstand. Er sah so verwegen aus, wie er auch zu seiner Zeit gewesen war.

Mich hatte seine Ankunft dermaßen überrascht, daß ich nicht in der Lage war, irgend etwas zu unternehmen und zunächst einmal abwartete, wie sich die Sache weiterentwickelte.

Der Gral verströmte seine Kraft. Nicht nur in eine Richtung, denn hinter mir vernahm ich ein fürchterliches Heulen. Die Verdammten der Totengruft gerieten in Panik. Wahrscheinlich wurde ihr untotes Dasein durch die Macht des Dunklen Grals ausgelöscht.

Ich wandte mich nicht um, denn Basil Hartford war interessanter. Bisher hatte ich seinen Worten nur glauben können, nun aber bekam ich den Beweis einer Doppelexistenz.

Die beiden Körper trennten sich voneinander.

Basil Hartford begann zu zittern. Es »floß« von der Stirn her nach unten. Ein Rieseln, das alles an ihm erfaßte. Etwas schob sich vor sein Gesicht, ein Schatten, mal grau, mal heller wirkend.

Der Schatten wanderte, zuckte über die Haut, löste sich dann und

stellte sich, wie Hector de Valois bei mir, neben Basil Hartford. Sein Vorgänger lebte auf seine Art und Weise.

Der echte Basil Hartford aber, jetzt nicht mehr erfüllt von der Kraft des Ahnherrn, verging.

Er war gestorben und hatte nur durch einen grausamen Zauber ein Leben zurückerhalten.

Das wurde nun vernichtet.

Man kann den Tod einmal überlisten, für immer jedoch nicht. Hartford bekam keine Chance. Er stellte sich noch auf die Zehenspitzen, Arme und Hände schlugen wild aus. Er wankte zurück, die Haut bekam einen anderen Farbton und entließ eine Wolke von Moder, die der Wind über die Straße wehte.

Basil Hartford verweste innerhalb von Minuten, und die dunkelhaarige Frau bekam plötzlich einen Schreikrampf. Sie sollte das Bild nicht sehen. Suko sprang auf sie zu und zerrte sie weg, während Morton F. Hartford wie ein Fels auf dem Fleck stand und mit ansah, wie sein Sohn stehend verweste. Auch ihn verließ die Kraft.

Er brach nur wenige Schritte von seinem Vater entfernt zusammen, blieb liegen und war endgültig vernichtet. Der Ahnherr aber lebte noch weiter. Es war der Geist, ebenso wie der von Hector de Valois, und beide kannten sich aus früherer Zeit.

Ich war abgemeldet, spielte höchstens eine Statistenrolle. Das Finale bestritten die beiden.

Es waren nichtmenschliche Wesen, Projektionen, Geister aus einer tiefen Vergangenheit.

Wer von ihnen war stärker?

Auch Basil Hartford zeigte sich so, wie er einmal gewesen war. In einer selbst bei seinem Zustand dunkel wirkenden Kleidung, mit einem breiten Waffengurt um die Hüften, in dem zwei Kurzscherer steckten, die er jetzt beide zog.

Kein Geräusch war zu hören. Der gesamte Kampf geschah auf einer geisterhaften Ebene.

Auch Hector de Valois war nicht faul. Er zog ebenfalls sein Schwert. Durch Zeitreisen war mir bekannt, daß dieser Mann perfekt mit den Waffen umgehen konnte.

Noch trennte die beiden eine gewisse Distanz, die sehr schnell zusammenschmolz, als Hartford angriff.

Er schlug beidhändig, wollte seinen Gegner sofort tödlich treffen. Hector de Valois aber parierte mit einer artistischen Geschicklichkeit. Er tauchte weg und konterte.

Auch sein Schlag wurde pariert.

Dann mußte er zurück, weil Hartford vordrängte und seine Arme wie Windmühlenflügel bediente.

Hector de Valois machte es sehr geschickt. Er lockte seinen Gegner so weit vor, bis dieser in den Bereich des Grals geraten mußte, aus dem ich weggetreten war.

Da erwischte es ihn.

Plötzlich stand die Flamme auf der Straße. Kein rotes, grelles Feuer, nein, eine grünblaue geisterhafte Lohe, die die Form eines übergroßen Zapfens aufwies.

Wir hörten keinen Laut, sahen die Gestalt des Basil Hartford inmitten der Flamme. Der Mund war weit aufgerissen. Bestimmt schrie er auch, nur diese Laute verklangen innerhalb der Dimensionen. Dann war er weg!

Aufgezehrt von einem magischen Feuer, das ihn so hart überfallen hatte. Und auch Hector de Valois sahen wir nicht mehr. Ich hörte ihn noch, sein Lachen klang in meinem Schädel wider. »So macht man das, John Sinclair. Viel Glück weiterhin...«

»Ja, viel Glück auch dir«, murmelte ich und starrte den Dunklen Gral an, der wieder völlig normal aussah und das Zeitentor geschlossen hatte... Es war unglaublich, trotzdem wahr.

Die Verdammten der Totengruft sahen wir nicht mehr. Sie waren verschwunden, hatten sich aufgelöst, bevor sie noch damit beginnen konnten, ihren grausamen Terror zu verbreiten.

Mir fiel nicht nur ein Stein vom Herzen, es war eine ganze Lawine, und ich hörte die Stimme meines Chefs, der sich bei Suko erkundigte, was denn so gelaufen war und wie er in diese gottverlassene Gegend käme. Sollte sich Suko darum kümmern, ich hatte andere Sorgen und lief dem Ortsausgang zu.

Dort kam mir Glenda bereits entgegen. Völlig aufgelöst, aber glücklich. Sie fiel in meine ausgebreiteten Arme, ich schwang sie herum, und sie fragte immer wieder, ob es vorbei war.

»Ja, es ist geschafft.«

»Und der Moder?«

»Vergiß ihn, Mädchen!«

Sie lachte und weinte zugleich. Sie fühlte sich frei und wäre am liebsten davongeschwebt.

Mit müde wirkenden Schritten kam Morton F. Hartford auf uns zu. Er wurde von der dunkelhaarigen Frau gestützt, die er mir als seine Schwiegertochter vorstellte.

Die Frau war so geschockt, daß sie kaum sprechen konnte. Sie starrte nur zu Boden.

»Wie haben Sie das gemacht, Mr. Sinclair?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, Sir. So etwas dürfen Sie mich nicht fragen. Manchmal hat das Jenseits ein Einsehen und stellt sich auf unsere Seite.«

»Ohne diese komische Kugel hätten Sie es...«

»Sie meinen den Dunklen Gral?«

»Ja.«

»Das stimmt, Mr. Hartford. Der Dunkle Gral hat uns gerettet. Er ist ein wunderbares Instrument.«

»Gehört er Ihnen, Mr. Sinclair?«

»Sicher.«

»Dann darf ich Sie dazu beglückwünschen.«

»Danke sehr.«

Es war auch Zeit, daß ich mich um Sir James kümmerte, dem die ganze Affäre etwas peinlich war, wie mir schien. Auch ihm war die Erleichterung vom Gesicht abzulesen.

»Sind noch irgendwelche Probleme zu lösen?« erkundigte er sich mit forscher Stimme.

»Nein, es sei denn, Sie möchten den Menschen hier in Bury persönlich sagen, daß die Gefahr vorbei ist und die Verdammten aus der Totengruft nicht mehr existieren und auch keine Chance besteht, daß sie noch einmal wiederkehren.«

Sir James kam nicht zu einer Antwort, denn Glenda Perkins sprach dazwischen. »Was ist denn mit dem Templer-Kreuz in der Totengruft, John? Und der Fratze Baphomeths?«

Ich hob die Schultern. »Was soll damit sein? Die Fratze ist verbrannt, verglüht. Und das Kreuz kann dort noch in tausend Jahren so stehen. Mich kümmert es nicht.«

»Und mich erst recht nicht«, fügte Glenda hinzu, bevor ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht glitt...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 500 »Der Dunkle Grak«